

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91,
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 24

São Paulo, 7. Dezember 1912

IX. Jahrg.

Zur gefälligen Beachtung.

Wir sehen uns leider gezwungen, die säumigen Zahler nochmals aufzufordern, ihr rückständiges Abonnement doch endlich einsenden zu wollen, widrigenfalls wir die Zusendung des Blattes einstellen und die Ausständigen öffentlich in der Zeitung zur Zahlung auffordern werden.

Das Landwirtschaftliche Patronat des Staates São Paulo.

Wir berichteten schon kurz, daß der interimistische Leiter des landwirtschaftlichen Patronats, Dr. Augusto de Macedo Costa, ein Rundschreiben an sämtliche Fazendeiros im Staate versenden werde, in welchem die gesetzlichen Bestimmungen über das Verhältnis zwischen landwirtschaftlichem Arbeitgeber und Arbeiter in Erinnerung gebracht und die Befugnisse des Patronats nochmals klargelegt werden.

Da die Sache von allgemeinem Interesse ist, geben wir hiermit das erwähnte Rundschreiben in Uebersetzung wieder:

Herrn N. N.!

Jeder Fazendeiro hat für seinen landwirtschaftlichen Betrieb eine Buchführung einzurichten und Lohnbücher für seine Arbeiter zu halten, wie es im Art. 2 Paragraph 1 und 2 des Bundesdekrets 6437 vom 27. März 1907 vorgeschrieben ist. Diese Vorschrift ist auch durch das Staatsgesetz 1290 A vom 27. Dezember 1911 in Art. 10—12 wiedergegeben.

Von der Ausführung dieser Vorschrift, deren Uebertretung mit 50 bis 200 Milreis bestraft wird, hängen sämtliche Garantien ab, die der Landarbeiterschaft von unserer Gesetzgebung gewährt sind, und zwar durch Dekret 6437, Art. 1 und 7, sowie Gesetz 1299 A, Art. 14.

Die erwähnten Verordnungen sind folgende:

Bundesdekret 6437 vom 27. März 1907:

Art. 1. Die Lohnforderungen der Landarbeiter genießen Vorzugsrecht und müssen vor allen anderen Forderungen aus dem Ertrage der Ernte beglichen werden, bei der die Arbeiter mitgewirkt haben.

Art. 2. Das Vorzugsrecht steht dem Landarbeiter auf den Betrag zu, der sich aus dem Lohnguthaben ergibt, welches durch sein eigenes Arbeitsbuch festgestellt wird.

§ 1. Die Lohnschuld gilt als völlig erwiesen durch das Arbeitsbuch, wenn letzteres vom Arbeitgeber, dessen Vertreter oder Beauftragten, vom Verweser oder Besitzer des landwirtschaftlichen Betriebes von Anfang an geführt und fortlaufend nummeriert ist. Die Eintragungen von Soll und Haben müssen in richtig chronologischer Reihenfolge gemacht sein.

§ 2. Das Lohnbuch ist monatlich abzuschließen und Soll- oder Habensaldo vom Arbeitgeber oder den obenerwähnten Personen festzulegen. Der Abschluß ist entsprechend zu unterzeichnen und der Saldo ist in den Büchern des Betriebs einzutragen.

Art. 7. Zuwiderhandlungen gegen die Paragraphen 1 und 2 des Art. 2 werden mit 50 bis 200 Milreis geahndet. Die Strafen werden von dem zuständigen Bezirksrichter im beschleunigten summarischen Verfahren auferlegt, das nur einmalige Berufung gestattet.

Art. 8. Gegenwärtige Anordnung ist in sämtlichen Lohnbüchern getreulich wiederzugeben.

Staatsgesetz 1299 A vom 27. Dezember 1911.

Art. 10. In Erfüllung des Dekretes 6437 der Bundesregierung, vom 27. März 1907, welches die Ausführungsbestimmungen zu den Gesetzen 1050, vom 5. Januar 1904 und 1607, vom 29. Dezember 1906, enthält, hat jeder Landwirt ein Kontokorrent zu führen und seinen Kolonisten Arbeitsbücher zu liefern, in denen die Eintragungen in Kontokorrent wiederzugeben sind. Die Seiten der Arbeitsbücher müssen fortlaufend nummeriert sein, auch müssen sie eine von dem Arbeitgeber oder seinem Vertreter unterzeichnete Erklärung über Eröffnung und Abschluß enthalten.

Einziger §. Die Arbeitsbücher werden den Einwanderern bei ihrer ersten Verdingung von der amtlichen Stellenvermittlung (agencia official de collocação) geliefert.

Art. 11. Alle Eintragungen sind in richtiger Zeitfolge und mit möglichster Klarheit vorzunehmen. In jedem Arbeitsbuche hat der Arbeitgeber oder sein Vertreter, Verweser oder Besitzer des landwirtschaftlichen Betriebes monatlich einen Abschluß zu machen, aus welchem das Guthaben oder die Schuld des Kolonisten klar hervorgeht.

Art. 12. Nach den erwähnten Gesetzen muß jedes Arbeitsbuch das Dekret 6437 vom 27. März 1907 unverkürzt gedruckt enthalten; ebenso den landwirtschaftlichen Arbeitsvertrag und das gegenwärtige Gesetz.

Art. 14. Die Uebertreter der in den Art. 10, 11 und 12 festgesetzten Bestimmungen sind einer Strafe von fünfzig (50\$000) bis zweihundert (200\$000) Milreis unterworfen, die vom Schutzanwalt (advogado patrono) auferlegt und durch beschleunigtes summarisches Verfahren, das nur eine Berufung gestattet, eingezogen wird.

Die durch die Bundesgesetze 1150 vom 5. Januar 1904 und 1607 vom 29. Dezember 1906 geschaffene, später im Dekret 6437 zusammengezogene Vorschrift ist trotz ihres langjährigen Bestehens doch nicht regelrecht bei uns beobachtet worden.

Dieses Außerachtlassen seitens unserer Landwirte ist ein allgemeines. Der Fehler lag jedoch in der Bundesgesetzgebung, welche, als sie neue Vorschriften für das Rechtsverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter erließ, es außer acht gelassen hatte, praktische und wirksame Mittel zur Ausführung und Kontrolle der neuen Vorschrift zu schaffen.

Um diesem Uebelstande nun abzuhelfen, sah sich der staatliche Gesetzgeber veranlaßt, das Landwirtschaftliche Patronat zu schaffen, dessen hauptsächlichste Befugnis die ist, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Landarbeitern alle ihnen durch Bundesgesetz zustehenden Rechte zu wahren.

Das Patronat war der Ansicht, daß, bevor es mit aller Strenge des Gesetzes vorging, es angebracht wäre, für die bundesgesetzlich geschaffenen Bestimmungen weit und breit Propaganda zu machen, und in dieser Hinsicht handelt es seit seiner Begründung:

Die Lage unserer landwirtschaftlichen Betriebe im Verhältnis zu den gesetzlichen Forderungen hat sich jedoch schon geändert. Das Wirken des Patronats, seine Propaganda, seine erteilten Ratschläge an die Parteien, mit denen es in den verschiedenen Zonen des Staates zu tun hatte, zeitigt von Tag zu Tag mehr Früchte, so daß heute die Anzahl der getreuen Beobachter der gesetzlichen Vorschrift bereits beträchtlich ist. Sie muß jedoch allgemein und absolut vorherrschen, denn nur dann kann das Patronat der gerechten Erwartung auf Erfolg nachkommen, die seine Schaffung im Auge hatte, nämlich Arbeitern und Arbeitgebern ihre Rechte zu wahren und somit die paulistaner Landwirtschaft in guten Ruf zu bringen.

Ohne eine strenge Beobachtung der gesetzlichen Vorschrift und ohne schriftliche Verträge, welche klar und deutlich Rechte und Pflichten der Arbeitgeber und Arbeiter darlegen, ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, daß das Patronat als Vermittler bei Streitigkeiten wirksam auftreten kann. Und es kann seine Tätigkeit, die sich sowohl auf Arbeitgeber wie auf Arbeiter ausdehnt, nicht mit Erfolg für sie ausüben, wenn sie sich nicht den gesetzlichen, wohl erdachten Anordnungen fügen.

Unter dieser Verantwortung und da nun die Phase der Propaganda ziemlich vorüber ist, werden von dem Landwirtschaftlichen Patronat mit gebührender Strenge die Strafbestimmungen in Anwendung gebracht werden, welche in Art. 7 des Dekrets 6437 und Art. 14 des Gesetzes 1299 A vorgeschrieben sind, und zwar gegen alle jene Fazendeiros, welche ihre Buchführung und Lohnbücher der Arbeiter nicht in gesetzlich vorgeschriebener Weise geordnet haben sollten.

Es ist aber wohl zu erwarten, daß die ehrenwerte Klasse der Landwirte die gesetzlichen Vorschriften

von selbst beobachten wird, was so dringend nötig ist für den guten Erfolg des Landwirtschaftlichen Patronats, einer Institution, die ja ihrer Natur und Beschaffenheit nach dazu bestimmt ist, Ansehen, Fortschritt und Entwicklung des Staates São Paulo zu heben.

São Paulo, 25. November 1912.

Augusto de Macedo Costa,
stellvertretender Direktor des Patronats.

Wochenschau.

Ueber Berlin und Wien kommen Nachrichten, die als die Ankündigung des Friedens angesehen werden können. Rußland habe offiziell das Wiener Kabinett wissen lassen, daß es die serbischen Ansprüche betreffend Albanien weder diplomatisch noch militärisch unterstützen werde. Diese plötzliche Wendung zum Besseren ist nicht unerklärlich. Rußland unterstützte Serbien nur solange, wie Albanien selbst nicht seine Unabhängigkeit erstrebte. Jetzt haben die Albanesen sich aber bereits unabhängig erklärt und so richten sich die serbischen Ansprüche nicht nur gegen die österreichisch-ungarischen Interessen, sondern gegen die Selbständigkeit eines anderen Balkanvolkes. Da nun der ganze Balkanbund unter dem Protektorat Rußlands steht, so ist dies auch mit Albanien der Fall und für das Petersburger Kabinett hat die Pflicht, Serbien in seinen Ansprüchen zu unterstützen, bereits aufgehört. Anders wäre es gewesen, wenn nicht Albanien selbst, sondern Oesterreich-Ungarn den Serben den Weg nach Durazzo verlegt hätte. — Wie es sich inzwischen herausgestellt hat, hat Sasonow den Montenegrinern das Zeichen zum Marschieren gegeben, und wenn er jetzt den Serben das Zeichen zum Haltmachen gibt, dann müssen diese ihm ebenso gehorchen wie die Montenegriner vor zwei Monaten gehorchten, denn ohne Deckung durch die 37 russischen Armeekorps kann weder ein Balkanland noch der ganze Balkanbund eine von Oesterreich-Ungarn mißbilligte Politik treiben. Petersburg ist in der glücklichen Lage, den Balkanländern befehlen zu können; eine wirksame Politik setzt das Entgegenkommen Oesterreich-Ungarns voraus. Das Wiener Kabinett darf jetzt seine Ansprüche nicht zu hoch stellen, damit der Ausgleich nicht erschwert werde. Wir sagten schon vor zwei Wochen, daß Sasonow in der Lage sei, die europäische Politik um die gefährliche Ecke herumzukutschieren, denn er hat die erste Stimme im Rate der Balkanvölker. Dies scheint auch richtig einzutreffen und so dürfte der Wolf gesättigt werden, ohne daß die Ziege verzehrt würde. — Die Bulgaren haben mit den Türken einen Waffenstillstand geschlossen. Plötzlich haben die Bulgaren darauf verzichtet, daß die Türken ihnen Adrianopel und Cataldscha ausliefern, und so konnte der Waffenstillstand zustande kommen. Die Armeen behalten ihre gegenwärtigen Stellungen. Die Türken dürfen während des Waffenstillstandes ihren belagerten Truppen Lebensmittel zuführen und andererseits wird die Blockade der bulgarischen Städte durch die türkische Flotte suspendiert, so daß sich auch diese mit Lebensmitteln versorgen können. Sollten sich die Verhandlungen betreffend des Friedensschlusses, die nun eingeleitet werden sollen, wieder zerschlagen, dann können die Feindseligkeiten ohne weitere Erklärung innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder von neuem beginnen. Dazu wird es aber jedenfalls nicht mehr kommen, denn die Türkei ist erschöpft. Sie hat in den kurzen Kriegswochen ge-

gen 200.000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren und ihre Aussichten sind daher vernichtet. — Jetzt werden die Großmächte ihr Wort mitsprechen, denn auf Aufforderung des englischen Kabinetts werden sie eine Konferenz beschicken, auf der die Balkanfrage geregelt werden soll. — Die Welt hofft, daß die Gegensätze zwischen den Interessen Oesterreich-Ungarns und Rußlands nicht zu einem weiteren Konflikt führen werden. Dazu ist aber Bedingung, daß die erstere Großmacht ihre traditionelle Politik nicht weiter verfolgt, sondern der veränderten Lage Rechnung trägt; Rußland muß aber auf der Konferenz das wiederholen, was es dem Wiener Kabinett mitgeteilt haben soll, daß es Serbien gegen Albanien nicht unterstützen will, sondern die Selbständigkeit dieses Balkanlandes anerkennt. Ist dies der Fall, dann kann der Frieden bald zustande kommen.

* * *

Reichskanzler Herr von Bethmann-Hollweg hat wieder über die Teuerung eine große Rede gehalten. Er vertritt noch immer die Ansicht, daß man durch Schutzzölle die Landwirtschaft protegieren müsse, obwohl der Nachweis schon längst erbracht worden ist, daß die deutsche Eigenproduktion den Bedarf nicht mehr decken kann und der Schutzzoll, der einer numerisch beschränkten Klasse zugute kommt, die Konsumenten ungerechtfertigterweise belastet. Die Teuerung erkläre sich durch das Zusammenwirken verschiedener internationaler Faktoren. Für Deutschland bestehe die Nothwendigkeit, den Bedarf durch die Produktion des eigenen Landes zu decken, denn das verlangte das Interesse und die Unabhängigkeit der Landwirtschaft. Herr Bethmann-Hollweg hat sich also auf denselben Standpunkt gestellt, den die brasilianischen Schutzzöllner einnehmen: die große Masse muß das Doppelte zahlen, um Einzelnen ihre Einkünfte zu sichern. Nach dem Reichskanzler sprachen verschiedene Abgeordnete gegen die Zollpolitik und nannten sie eine Ausbeutung des Volkes zugunsten der Junker, aber bei der Abstimmung wurde doch der Antrag, den Fleischzoll aufzuheben, abgelehnt.

In Berlin verstarb der bekannte Theaterdirektor Otto Brahm. Der Verstorbene war am 5. Februar 1856 zu Hamburg geboren. Er studierte an den Universitäten Berlin, Heidelberg und Straßburg Philosophie und Literaturgeschichte und widmete sich sehr jung der Schriftstellerei. Durch seine literaturhistorischen und kritischen Werke erwarb er sich einen großen Ruf. Nachdem er Direktor des Deutschen Theaters in Berlin geworden war, wurde er der erste Protektor Gerhart Hauptmanns, dessen Werke er zur Aufführung brachte. Nachher wurde Otto Brahm Direktor des Lessing-Theaters. Brahm war ein entschiedener Anhänger des Naturalismus.

Eine Interpellation, die internationale Politik des Deutschen Reiches betreffend, gab dem Reichskanzler Herrn von Bethmann-Hollweg Gelegenheit, sich offen über die Weltlage zu äußern; aus seinen Worten konnte man entnehmen, daß Deutschland mit ziemlich großem Optimismus in die Zukunft blicke. Nach den Ausführungen des Reichskanzlers sind die Großmächte in den wichtigsten Fragen einig, und es ist kein Grund vorhanden, irgendwelche Befürchtungen zu hegen. Die wirtschaftlichen Interessen und das Bündnis mit anderen Nationen auferlege Deutschland die Pflicht, an der zu erwartenden Balkankonferenz teilzunehmen und auf dieser werde es mit seinen Alliierten zusammengehen. Wenn gegen alle Erwartung einer dieser Verbündeten von einer fremden Macht angegriffen werden sollte, dann würde Deutschland sich mit seiner ganzen Militärmacht auf die Seite seiner Freun-

de stellen. Deutschland wolle die Unabhängigkeit der Türkei sichern, und das sei auch der Wunsch der anderen Großmächte. An eine Gebietserweiterung auf Kosten der Türkei denke keine einzige Großmacht. Auf der Balkankonferenz werde jede noch bestehende Streitfrage geregelt werden.

Diese Rede des Reichskanzlers hat alles aufgeklärt, was von deutscher Seite eigentlich aufzuklären war. Deutschland wird Oesterreich-Ungarn unterstützen, wenn dieses angegriffen wird; Oesterreich-Ungarn denkt aber nicht daran, auf Kosten der Türkei sein Gebiet zu erweitern. Diese Erklärung enthält die andere, daß die Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland bereits beseitigt ist. Daß Rußland Oesterreich-Ungarn angreifen könnte, daran haben nur überspannte Köpfe glauben können, denn die russische Politik war trotz aller ihrer Winkelzüge von vornherein darauf gerichtet, Oesterreich-Ungarn im Schach zu halten, damit es nicht zu viel mitspreche; selbst hat es sich in dem Bewußtsein, daß die Balkanvölker schon ihre Rechte wahrnehmen werden, im Hintergrunde gehalten. Von einem doppelten Spiel konnte daher keine Rede sein und es handelte sich lediglich darum, Oesterreich-Ungarn von seiner traditionellen Politik abzulenken. Das scheint jetzt gelungen zu sein und die beiden Länder haben keinen Grund, sich gegenseitig schief anzuschauen. Deutschland war die Rolle des Friedensstifters zugefallen und es hat diese Rolle sehr gut gespielt. Nach dem Reichskanzler sprach der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Kiderlen-Wächter, der aber nur die deutschen Beziehungen zu England berührte. Diese Beziehungen sollen die allerbesten sein, und das kann man ihm aufs Wort glauben, denn die Engländer sind durch die Ereignisse auf dem Balkan aus ihrer alten Bahn herausgeworfen worden, und wenn eine Diplomatie sich diesesmal hat in die Enge treiben lassen, dann ist dieses die englische, die es nicht zu verhindern vermochte, daß gerade in dem Augenblick, als in der Türkei die England freundliche Richtung den Sieg davon trug, der Brand ausbrach, der die Lage total änderte. Oesterreich-Ungarn mußte nur seine Front ändern, England blamierte sich aber, denn es stellte sich heraus, daß die erste Trompete im europäischen Konzert nicht immer vom Albion geblasen wird. — Nach den beiden Ministern sprachen noch verschiedene Reichstagsabgeordnete, die alle mit den Erklärungen einverstanden waren; nur der Sozialist Ledebour äußerte sich noch pessimistisch.

Wie aus Lissabon berichtet wird, hat der englische Gesandte der portugiesischen Regierung Vorstellungen über die schlechte Behandlung der politischen Gefangenen gemacht unter der Begründung, daß die öffentliche Meinung in England sich darüber im höchsten Grade aufrege. Trotzdem sollen die Gefangenen nicht besser behandelt werden. Es wird in der Depesche hinzugefügt, daß in ganz Portugal die persönliche Freiheit nur ein leerer Wahn sei. Die Zensur werde außerdem so streng gehandhabt, daß nur selten zuverlässige Nachrichten über die Lage der Dinge ins Ausland drängen.

Die argentinische Regierung hat das Angebot des Farquhar-Syndikats betreffend den Ankauf der nationalen Eisenbahnen abgelehnt. In Argentinien ist die Stimmung dem Syndikat nicht günstig. Die „Prensa“ hat die Behauptung aufgestellt, daß dieses Syndikat sich nur deshalb im nordamerikanischen Staate Maine organisiert habe, um sich die Protektion der Vereinigten Staaten zu sichern, denn in Maine habe es keine Aktionäre und den Sitz der Gesellschaft pflege man doch nicht nach einem Orte zu verlegen, wo keiner der mit Kapital Beteiligten wohne. Dahinter müsse eine Absicht stek-

ken und diese Absicht könnte wieder nur die sein, sich des nordamerikanischen Schutzes zu vergewissern, denn Nordamerika beschütze auch solche Gesellschaften, die aus Fremden gebildet seien, nur müssen sie ihren Sitz in den Vereinigten Staaten haben. Diese Behauptung, die eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat, hat in Argentinien einen grossen Eindruck gemacht.

Notizen.

São Paulo.

Brasilianische Bank für Deutschland. Wir erhielten soeben den Geschäftsbericht, den der Vorstand der Brasilianischen Bank für Deutschland den Aktionären in der Generalversammlung vom 14. November 1912 vortrug. Wir entnehmen dem Bericht folgendes: „Im allgemeinen gestalteten sich während des Berichtsjahres die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht ungünstig. Zwar hat sich der Stand der Gummipreise nicht nennenswert gebessert. In Pará und Manaus ist demgemäß die Lage unverändert gedrückt. Die Kaffeepreise konnten dagegen ihren hohen Stand unter verhältnismäßig unbedeutenden Schwankungen behaupten und sicherten Brasilien abermals eine glänzende Verwertung seines Hauptstapelproduktes. In Bahia war die Lage im ganzen normal. Die politischen Störungen haben das wirtschaftliche Leben nicht beeinflusst. Von den Erzeugnissen Bahias gaben Kaffee und Kakao befriedigende Erträge, während die Tabakernte gering ausfiel und zu unbefriedigenden Preisen realisiert werden mußte. In den Südstaaten war die Wirtschaftslage befriedigend. Das Hauptprodukt der nördlichen Regionen, Schmalz, wie die Häute in den südlichen Teilen ergaben gute Resultate. Insgesamt erbrachte Kaffee 1910 26.696.000 Pfund Sterling und 1911 40.401.000 Pf. St., Gummi 1910 24.646.000 Pf. St. und 1911 15.057.000 Pf. St., beide Hauptprodukte zusammen 1910 51.342.000 Pf. St. und 1911 55.458.000 Pf. St. Nach einer bekannt gewordenen interessanten Statistik belief sich das Kapital auswärtiger Unternehmungen, welche im Jahre 1911 die brasilianische Konzession erhielten, auf 20.767.860 Pfund Sterling. Das bedeutet gegen 1910 eine Zunahme von 323 Prozent und gegen 1909 von 464 Prozent und zeigt, in welchem Maßstabe Brasilien fortfährt, fremdes Kapital anzuziehen, darunter in scharf steigendem Umfange nordamerikanisches. Die nordamerikanischen Anlagen in Brasilien beliefen sich 1911 auf 212.000 Contos. Das bedeutet eine Zunahme gegen 1910 von 803 Prozent und gegen 1909 sogar von 4536 Prozent. Es steht das in Zusammenhang mit der außerordentlichen Expansion des Konzerns der Brazil Railway Co. Der Wechselkurs bewegte sich naturgemäß in den engen Grenzen, welche die durch die Konversionskasse geschaffene Goldbasis von 16 d gezogen hat.“

Ueber die Geschäfte der Bank selbst bemerkt der Vorstand nach der oben auszugsweise wiedergegebenen Charakterisierung der allgemeinen Wirtschaftslage: „Der auch im Berichtsjahre andauernden Zunahme unserer Umsätze und geschäftlichen Beziehungen ist es zu danken, daß, trotz des stark verschärften Wettbewerbes und des damit leider verknüpften Druckes auf die an sich schon billigen Provisionssätze, nach Lage der Dinge durchaus befriedigende Resultate erzielt werden konnten, und zwar hat jede Niederlassung das ihrige dazu beigetragen. Von größeren Verlusten sind wir verschont geblieben. Die oben erwähnte zunehmende Ausdehnung der Umsätze und Verpflichtungen veranlaßt

uns andererseits, der Generalversammlung die Erhöhung des Aktienkapitals um 5 Millionen Mark vorzuschlagen, um das erwünschte Verhältnis zwischen Eigenkapital und Verpflichtungen auch Fernerhin aufrecht zu erhalten. Der Reingewinn einschließlich des vorjährigen Gewinnvortrages von Mark 515.044,92 beläuft sich auf Mark 2.388.962,10.“

Der Vorstand schlug folgende Gewinnverteilung vor, die von der Generalversammlung genehmigt wurde: Mark 700.000 Rücklage in die Spezialreserve, Mark 60.869,57 Tantième an den Aufsichtsrat, M. 1.000.000 zur Verteilung von 10 Prozent Dividende auf das Aktienkapital von 10 Millionen Mk., M. 100.000 Einlage in den Beamtenfonds, Mark 528.092,53 Gewinnvortrag auf das Jahr 1912—1913. Die Reserven betragen nunmehr: Gesetzlicher Reservefonds 1.000.000 Mark, Spezialreserve 3.000.000 Mark, Gewinnvortrag 528.092,53 Mark, zusammen 4.528.092,53 Mark. Bezüglich der Einzelheiten der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung verweisen wir auf die Zahlen, die wir an anderer Stelle veröffentlichen.

Die große Anleihe wird doch gemacht werden. In einer der nächsten Sitzungen wird über diese Anleihe von 45.000 Contos de Reis diskutiert werden und bei der Stimmung, die unter den Stadtverordneten herrscht, ist eine Ablehnung des Anleiheplanes nicht denkbar. Das Geld wird zur Stadtverschönerung verwendet werden, ob aber für die Straßenreinigung und die Pflasterung der Vorstadtstraßen auch etwas abfallen wird, das ist noch eine grosse Frage, denn für solche Kleinigkeiten ist bei uns jetzt, wo alles nach dem Hohen strebt, nicht viel Verständnis vorhanden. Es gibt wohl noch immer Sonderlinge, die der Ansicht sind, daß die Reinlichkeit auch zur Schönheit gehören, diese sind aber in der Minderheit. Paris sei auch nicht besonders rein und sei trotzdem die „schönste Stadt des Universums“ und deshalb brauche auch São Paulo sein Geld nicht für den Reinigungsdienst zu vergeuden.

Ueber einen Indianerüberfall wird von der strittigen Zone zwischen Santa Catharina und Paraná berichtet. Zwischen Porto União und Palmas wurden zwei Tropas von Botucuden angegriffen; dabei kam es zum Kampf zwischen den Wilden und den Treibern, wobei die letzteren den kürzeren zogen. Zuerst wurde eine kleine Tropa angegriffen, die von einem fünfzehnjährigen Jungen geführt und von zwei Männern getrieben wurde. Der Junge, der nichts ahnend auf dem die Glocke tragenden Pferde ritt, erhielt plötzlich einen Pfeil durch das Herz geschossen und sank tot von seinem Reittier. Der die Tropa begleitende Knecht hob die Leiche auf seinen Sattel und jagte dann, gefolgt von dem Vater des Jungen, der zuerst einen Indianer niederschloß, davon. Nach wenigen Stunden kam eine Tropa von 800 Rindern des Weges und gerade an derselben Stelle wurde auch diese von den Botucuden angefallen, glücklicherweise waren aber diesmal nur Verletzungen und keine Verluste an Menschenleben zu beklagen. Am selben Platze wurden auch drei Bewohner von Iraty (nicht zu verwechseln mit Irany!) angegriffen, die aber das Glück hatten, unverletzt zu bleiben. In jener Gegend sind Indianerüberfälle selten. Vor mehreren Jahren wurden an jener Stelle einige Weiber und Kinder von Wilden niedergemacht, aber seitdem hatte man von diesen Botucuden nichts mehr gehört. Sie sind dort selbst wohl nicht heimisch, sondern kommen von der anderen Seite des Iguassú oder gar aus dem Staate Matto Grosso. Der Inspektor des Indianerzähmungsdienstes jener Region, José Maria de Paula, hat sich nach dem Tatort begeben, um den Fall zu untersuchen. Wenn dieser Inspektor ebenso denkt

wie der Positivist Ruben Abbott, der im catharinenser Koloniegebiet den Indianerzähmungsdienst mit seltener Inkompetenz versieht, dann wird er den Tropeiro Christiano Feliciano dos Santos, der einen der Mörder seines Sohnes niederschloß, gefangen nehmen müssen.

Die Gerüchte von der Beulenpest wollen nicht verstummen. Jetzt kommen Nachrichten von Santos, die das größte Aufsehen erregen, aber auch die schleunigsten und energischsten Maßregeln zur Folge haben müssen. Vor etwa drei Wochen fand man im Armazem 8 der Docasgesellschaft in Santos eine große Anzahl toter Ratten und gleich darauf erkrankte der in diesem Armazem tätige Beamte Herr Serapião Monteiro de Carvalho. Herr Dr. Tourinho, der den Erkrankten behandelte, hielt es für angebracht, den Fall zur Kenntnis der Sanitätskommission zu bringen. Der Chef derselben, Hr. Dr. Guilherme Alvaro, erkannte, daß es sich um die Beulenpest handelte. Sonderbarerweise wurde der Kranke nicht isoliert. Er starb in seinem Hause, Rua Braz Cubas Nr. 70, das nach seinem Tode desinfiziert wurde. Einige Tage später erkrankte der Arbeiter João Gonçalves und starb am 1. Dezember mit deutlichen Anzeichen der Beulenpest. Auch dieser Mann arbeitete in dem Armazem Nr. 8. Er wohnte in der Villa Mathias. Nach dem zweiten Fall besuchte Herr Dr. Guilherme Alvaro das Armazem Nr. 8 und verhandelte mit dem Superintendenten der Docas, Herrn Alvaro Fontes, über die zu ergreifenden Maßnahmen. Wie überall, so hat auch hier die Docasgesellschaft durch ihre Arroganz das Uebel verschlimmert. Anstatt das Armazem Nr. 8 sofort nach dem plötzlichen Rattensterben zu desinfizieren, hat die impertinente Gesellschaft, den Angestellten, der von der Erscheinung in der Stadt erzählt hatte, auf der Stelle entlassen. Die Docas, die den Handel terrorisiert, ist also auch in diesem Falle die Beulenpest einrücken zu lassen. Es wäre wirklich an der Zeit, mit dieser Gesellschaft ein ernstes Wort zu reden.

Uebersetzungssteuer. Der Staat hat in den letzten fünf Jahren an Besitzübertragungssteuer folgende Summen eingenommen:

1907	1.135:313\$685
1908	1.222:305\$970
1909	1.219:124\$800
1910	1.632:767\$811
1911	4.643:462\$189

Im laufenden Jahre betrug die bis 30. November eingenommene Summe bereits 4.300:000\$000, sodaß 1912 der hohe Betrag des Vorjahres nochmals erreicht werden dürfte. Diese Ziffern sprechen sehr deutlich von dem Aufschwung, den der Staat in den letzten zwei Jahren genommen, aber auch von der Spekulationslust, die die Kapitalistenkreise ergriffen hat. Alles kauft jetzt Grundstücke und deshalb werden nie dagewesene Preise gezahlt und so ergibt sich, daß die erfreulichen Zahlen auch eine unliebsame Erscheinung in Erinnerung rufen — die Teuerung.

Eine vernünftige Selbstmordkandidatin. Die glutäugige Italienerin Julieta Valerio hatte sich mit ihrem Geliebten, einem Gastwirt in der Freguezia d' O, überworfen und beschloß, was zwanzigjährige Mädchen in einer ähnlichen Lage sehr häufig zu beschließen pflegen: sie wollte, das durch Männeruntreue noch ganz besonders verunschönt irdische Jammertal auf dem kürzesten Wege verlassen. Julieta nahm den Revolver ihres Geliebten, schaute nach, ob er geladen war, seufzte, hob den Arm und — schoß sich über die Schulter. Die Kugel traf einen total unschuldigen Orangenbaum, aber die Nachbarn, die den Schuß gehört hatten und Ju-

lieta ans Angst umfallen sahen, telephonierten an die Assistencia und diese schickte einen der heulenden Wagen hinaus nach der Freguezia d'O, wo sie die „Selbstmörderin“ ganz unversehrt, aber doch in einer furchtbaren hysterischen Krise vorfand. Was die Assistencia angewendet hat, wissen wir nicht. Kaltes Wasser und etwas ungebrannte Asche wären wohl das beste Mittel gewesen.

Motorboote. Einige Sportsleute haben den Rio Tieté darauf untersucht, ob er auf größere Strecken sich für die Befahrung mit Motorbooten eignen würde und das Resultat ist ein sehr günstiges gewesen. Jetzt sollen eine Anzahl Motorboote bestellt werden und wenn diese eintreffen, dann wird man an Sonntagen Ausflüge veranstalten können. Viel ist aus dem kleinen und kurvenreichen Tieté freilich nicht zu machen, aber für Ausflüge in kleineren Motorbooten dient er doch. Der Rio Tieté steht unverdienterweise in einem schlimmen Ruf. Die Leute sind wasserfremd und sobald sie in den Fluß fallen oder springen, da gehen sie unter; der Volksmund erzählt aber von gefährlichen Strudeln, die der lammfromme Tieté haben soll, und deshalb ist es nicht ausgeschlossen, daß man der Idee, den Fluß zu einer Ausflugstraße zu machen, in weiteren Kreisen feindlich begegnet. Dazu ist aber kein Grund vorhanden, denn der Tieté bietet keine Gefahren und wer in diesem Flusse ertrinkt, der kann auch in einem größeren Wasserbehälter ertrinken.

Das Schwurgericht hat in den letzten zwei Tagen wieder keine Sitzung abhalten können, weil die vorgeschriebene Zahl der Geschworenen nicht erschien. Am Donnerstag sollte der Mörder Cid Ferreira de Camargo abgeurteilt werden, der am 8. September d. J. auf dem Largo Alexandre Herculano den jungen Kaufmann Raul Abreu da Costa ohne jeden Grund niederschloß. Da die Sitzung nicht stattfand, wurde sein Prozeß auf Freitag vertagt, aber auch Freitag erschien der elegante junge Mann unsonst zwischen seinen Begleitern im Gerichtsgebäude. Die Geschworenen hatten keine Eile, ihn freizusprechen und so mußte er wieder nach dem großen Freiquartier an der Luz-Station zurück. Wenn heute die Sitzung nicht stattfindet, und das dürfte wohl der Fall sein, dann wird Cid bis Januar warten müssen, obwohl er mit aller Gewalt vor die Jury kommen und freigesprochen werden will. Er bildet sich eben ein, daß er dadurch, indem er einen Mann hinterrücks niederschloß, gar nichts Schlechtes getan habe; er ist nach seiner Ansicht nicht ein Verbrecher, sondern ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der sich nichts gefallen läßt. Raul de Abreu hat ihn von der Seite angeschaut und das ist nach seiner Meinung schon Grund genug gewesen, ihm vier Kugeln in den Rücken zu schießen. Leider bietet uns die Erfahrung keine Garantie, daß das Schwurgericht sich auch nicht auf diesen Standpunkt stellt und diesen Mörder freispricht, der gerade deshalb, weil er zu der gebildeten Klasse gehört, härter bestraft werden müßte, denn er hat wissen müssen, was er tat.

Goldmine. Einige Paulistaner Kapitalisten werden eine Gesellschaft gründen zu dem Zwecke, in der Apiahy-Zone, wo bekanntlich Gold vorkommen soll, Minen anzulegen.

Einwanderung. Im Laufe des Monats November kamen folgende Einwanderer in Santos an: Portugiesen 3.719, Spanier 3.459, Italiener 1.247, Deutsche 130, Oesterreicher 20, Russen 82, Verschiedene 666. Die Gesamtzahl betrug 9.323. Von diesen kamen 5.567 auf eigene Kosten und die übrigen auf Kosten des Staates. In den nächsten Tagen werden mehr als 2.000 neue Einwanderer erwartet.

Municipal-Autonomie ist jetzt Schlagwort in den Kreisen der pumplustigen Stadtgrößen. Man ist mit den meisten Akten der Staatskammer einverstanden, bevor man sie kennt; wenn die Kammer die flott funktionierende Pumpe anhalten will, dann wird ein großes Geschrei erhoben. Aus den meisten Munizipien werden bei dem Senat Proteste gegen die Beschränkung der „municipalen Autonomie“ einlaufen und von den verschiedensten Seiten wird alles aufgeboten, um die Annahme dieses Gesetzes im höchsten Vertretungshause zu hintertreiben. Die Wahrung der municipalen Autonomie wäre ein Zeichen des Selbstbewußtseins, wenn die Sache nur nicht mit der so notwendigen Einschränkung des Pumprechtes zusammenhinge, denn jetzt gewinnt man den Eindruck, daß es den municipalen Größen weniger um die Autonomie als solche zu tun ist, sondern daß sie unter Autonomie nur das Recht verstehen, blindlings draufloszuwirtschaften. Wenn man die Autonomie wahren wollte, dann würde sich gerade jetzt auf einem anderen Gebiete Gelegenheit bieten. Die Wahlen zu der Deputiertenkammer stehen bevor und das Zentraldirektorium der Republikanischen Partei soll dabei sein, eine Kandidatenliste zusammenzustellen. Wenn die Munizipien nun wirklich für die Autonomie soviel übrig haben, dann müssen sie hervortreten und sagen, daß sie nicht mehr damit einverstanden sind, daß die Wahlen in São Paulo selbst, und zwar durch ein kleines Direktorium gemacht werden. Gegen diese Bevormundung protestiert kein Munizip; sobald aber der lokalen Mißwirtschaft ein Riegel vorgeschoben wird, so erinnern sich die Politiker im Innern, daß die Munizipien autonom sind und sich daher nach Herzenslust ruinieren können. Der Senat sollte gegen die vielen Reklamationen hart bleiben, denn das von der Kammer angenommene Gesetz war eine Notwendigkeit. Die Munizipien haben die volle wirtschaftliche Autonomie nicht zu gebrauchen gewußt und deshalb war es an der Zeit, daß dieselbe etwas beschnitten wurde. Auf die Verfassung kann man sich in diesem Falle nicht besonders berufen, denn die Munizipien haben durch die Vergabung von Monopolen gleichkommenden Konzessionen die Verfassung verletzt, denn Monopole sind bekanntlich nicht gestattet.

Die Selbstmordmanie greift auch auf die kleineren Städte über und sogar auf dem flachen Lande kommen jetzt häufiger Selbstmorde vor als früher. Dieser Tage hat sich in Serra Negra, Munizip Piracicaba, ein junges Mädchen namens Anna Ribeiro erhängt. Der ungezügelter Lebensgenuß, den man Ursache des Lebensüberdrusses und somit auch der Selbstmordmanie hinzustellen beliebt, kann hier wohl kaum in Frage kommen und demnach muß doch eine andere Ursache vorhanden sein, warum die Menschen und hauptsächlich die jungen Mädchen den großen Sprung in die Finsternis riskieren.

Straßenbahn. Herr Dr. Felipe Gozalves bemüht sich noch immer, von der Kammer die Konzession zum Baue einer Vorstadteisenbahn zu bekommen. Jetzt hat er wieder an die Präfektur einen langen Brief gerichtet, in dem er seine Klagen vorbringt. Das wird dem Herrn aber alles nichts nutzen, denn das Recht, Straßen- und Vorstadtbahnen zu bauen gehört nun einmal der Light and Power und die anderen Konzessionslustigen haben nur die Freude, zu sehen, daß es dieser Gesellschaft sehr gut geht.

Zolleinnahmen. Das Zollamt in Santos erzielte im Monat November 8.656:805\$270. Diese ist die bisher erzielte größte Monatseinnahme. Die Einnahmen vom November 1911 sind um 2.476:017\$227 übertroffen worden.

Familiennachrichten. Herr Dr. Abrahão Ribeiro und Gemahlin wurden durch den Verlust ihres Söhnchens Abrahão in tiefe Trauer versetzt. Den betrübten Eltern unser Beileid.

Das Schwurgericht hielt am Sonnabend doch noch die Sitzung ab und wurde Cid Ferreira de Camargo zu 16 Jahren und 6 Monaten Zellenhaft verurteilt. Sein Verteidiger, Herr Dr. Alfredo Pujol, hat gegen das Urteil Berufung eingelegt. Die Verurteilung des jungen Mannes, der mit der größten Brutalität einen anderen niedergeschossen hat, hat bei der Bevölkerung den besten Eindruck gemacht.

Unglücksfall auf einer Eisenbahn. Aus Piracicaba wird über einen, durch Leichtsinnsverschuldeten Unglücksfall berichtet. Der Kaufmann Braz Corentino fuhr auf einer Plattform eines Personenzuges als er das Gleichgewicht verlor und den Damm stürzte, wo er mit zertrümmertem Schädel liegen blieb. Es ist verboten, auf der Plattform zu fahren, aber dieses Verbot wird auf den Eisenbahnen ebenso außeracht gelassen, wie in São Paulo in den Bonds. Es ist verboten, auf den Trittbrettern stehen zu bleiben, aber dieses Verbot wird an den Tagen mit besonders großem Verkehr nicht beachtet und so sind die Verunglückten in der Regel selbst daran Schuld, daß sie sich an einem Leitungsposten den Kopf einschlagen oder sich den Hals brechen.

Industrie im Staate S. Paulo. In der Stadt Rio Claro ist die Textilfabrik, die von der „Companhia de Fazendeiros“ erbaut wird, beinahe fertig.

Unser Präfekt, Herr Baron Duprat, ist geneigt, für die besten Karnevalzüge Preise in dem Gesamtbetrage von 8:000\$000 auszusetzen. Der beste Zug soll 5:000\$000, der nächste 2:000\$000 und der dritte 1:000\$000 erhalten. Die Munizipalkammer ist bereits um die Erlaubnis ersucht worden, diese Summen auszusetzen, und wenn sie nun, was ja auch zu erwarten steht, ja sagt, dann bezahlt der Steuersäckel für den Firlefanz, über den man sich höchstens ärgern kann, runde acht Contos de Reis. Vergnügen muß ja nun wohl auch sein, weil das so zum menschlichen Leben gehört; daß man für einen Karnevalsnachmittag aber acht Contos ausgibt, das geht doch über die Grenzen des Statthaften und die Freigebigkeit des Herrn Baron Duprat beginnt sehr bedenklich der Vergeudung zu ähneln, wobei das Bedenkliche noch darin besteht, daß es jemand einfallen kann, die Stadtväter an verschiedene kleine Unterlassungssünden zu erinnern und sie darauf aufmerksam zu machen, daß für diese acht Contos de Reis etwas besseres geleistet werden könnte. Für diese achttausend Milreis könnte manches Loch im Bürgersteige zugedeckt werden und dieser Betrag würde auch ausreichen, um eine ganze Schar von Straßenkehrern für einen Monat zu bezahlen. Das würde aber nicht so auffallen und da unsere Präfektur das Auffällige dem Nützlichen vorzieht, so hat sie für den Karneval mehr übrig als für die Straßenpflege.

Einwanderung. Bisher sind 94.216 Einwanderer angekommen; bis 13. ds. werden weitere 1897 erwartet.

Aus dem Handel. Der Kaffoemarkt in Santos öffnete am vorigen Montag mit derselben Basis, mit der er am Sonnabend vorher geschlossen hat. Am Dienstag besserte sich die Tendenz etwas: Typ 4 und 7 notierten um 100 Reis mehr, d. h. 88 und 78300. Vom Dienstag bis Sonnabend blieben die Preise konstant. Die Zufuhren der Woche betragen 222.962 gegen 230.977 in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 37.077 Sack gegen 38.496 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 48.571 Sack, der der kleinsten Zufuhr

der Donnerstag mit 28.504 Sack. Die Verkäufe betragen 160.543 Sack gegen 178.399 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt betrug 26.757 Sack gegen 29.733 Sack. Der größte Verkaufstag war der Dienstag mit 43.365 Sack, der kleinste war der Sonnabend mit 15.261 Sack. Im Laufe des Monats November wurden dem santenser Markte 1.163.990 Sack zugeführt; seit dem 1. Juli 6.195.293 Sack gegen 7.465.584 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Verkauft wurden im November 742.163 Sack und seit dem 1. Juli 3.816.330 Sack. Verschifft wurden im Monat November 890.389 Sack und seit dem 1. Juli 4.757.510 Sack. Am Sonnabend, den 30., betrug der Stock 2.745.878 Sack gegen 2.867.866 am gleichen Tage der vorherigen Woche und 3.044.320 Sack am gleichen Datum des Vorjahres. — Der Rio-Markt zeigte sich etwas flau. Die Basis war 12\$. Die Zufuhren erreichten im Monat November 310.392 Sack; verladen wurden 283.751 Sack; die Vorräte in erster und zweiter Hand betragen am Sonnabend 187.042 gegen 195.055 Sack am Sonnabend der vorherigen Woche. In New York wurden seit dem 1. Juli 6.224.000 Sack verkauft, in Hamburg 6.840.000 Sack, in Havre 4.685.000 Sack und in London 1.222.000 Sack. — Der Kurs war in voriger Woche 15 31/32 bis 16 1/8 bei Sicht und 16 3/16 bis 16 5/16 bei 90 Tage Ziel.

Kann der Tee dem Kaffee gefährlich werden? Die bedeutende Steigerung der Teekultur in Ostasien muß selbstverständlich den Kaffeeproduzenten zu denken geben, indes hat unseres Erachtens der Kaffee von der Konkurrenz des Tees kaum etwas zu fürchten.

Im Jahre 1909 wies die Weltproduktion folgende Ziffern auf:

	(Ausfuhrquantum)
Britisch-Indien	112 000 Tonnen
China	100 000 „
Ceylon	81 000 „
Japan	28 000 „
Java	15 000 „
Formosa	6 500 „
Natal	1 500 „

In den Hauptverbrauchsländern wurden im selben Jahre pro Kopf der Bevölkerung konsumiert: in England 2850 Gramm, in Holland 900 Gramm, in den Vereinigten Staaten 500 Gramm, in Rußland 450 Gramm, in Deutschland 55 Gramm und in Frankreich 32 Gramm. Der Teeverbrauch hat sich in dreißig Jahren verdoppelt, während der Kaffeeverbrauch sich in zwanzig Jahren verdreifachte. In den Vereinigten Staaten ist der Teeverbrauch in den letzten Jahren etwas zurückgegangen, während dort der Konsum von Kaffee eine außergewöhnliche Zunahme erfahren hat, was wohl in erster Linie dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß in der Union auf Kaffee kein Zoll erhoben wird.

Von einer Gefährdung des Kaffeekonsums durch den Tee kann somit keine Rede sein.

Subventionierte Einwanderung. Seltener in Italien die subventionierte Auswanderung, gleichviel von welcher Seite die Subventionierung ausgeht, verboten ist und demzufolge in den italienischen Häfen Auswanderer mit von fremden Regierungen zur Verfügung gestellten Freipassagen nicht mehr eingeschifft werden dürfen, wird von den italienischen Auswanderern dieser Kategorie mit Vorliebe Marseille als Einschiffungshafen benutzt. Für die Ueberfahrt benutzen die Auswanderer hauptsächlich die Dampfer der französischen Linie Transportes Maritimes. Die Auswanderer werden zumeist von der Firma Antunes dos Santos u. Co., welche seit langem von der Staatsregierung dazu konzessioniert ist, angeworben. Die Konzession erstreckt

sich auch auf die Anwerbung spanischer und portugiesischer Auswanderer. Bis vor kurzem hat der Dienst zu Klagen keinen Anlaß gegeben und die Herren Antunes dos Santos u. Co., welche auch in Rio, Santos und São Paulo die Agenten der Transportes Maritimes sind, haben stets die übernommenen Verpflichtungen in der gewissenhaftesten Weise erfüllt. Nun ist es aber neuerdings wiederholt vorgekommen, daß die Dampfer, welche von der Firma angeworbene Einwanderer brachten, infolge des Andranges in den spanischen und portugiesischen Häfen überfüllt waren. Dieser Umstand und der Mangel an Hygiene an Bord der Schiffe haben bewirkt, daß auf der Ueberfahrt zahlreiche Zwischendecker, besonders Kinder, erkrankten.

Der Dampfer „Espagne“ landete in Santos 1345 Einwanderer. Es befanden sich unter ihnen zahlreiche Kinder, von denen 10 an Darmentzündung und 40 an Masern erkrankt waren. Die erkrankten Kinder wurden sofort bei Ankunft der Einwanderer in der hauptstädtischen Einwandererherberge in die Krankenabteilung gebracht. Von den an Darmentzündung Erkrankten starben innerhalb sieben Tagen 8 und von den Masernkranken 2. Der Arzt der Herberge bemerkte dazu in seinem der vorgesetzten Behörde erstatteten Bericht, daß in den letzten drei Jahren sich unter den Einwanderern niemals eine so große Zahl von an Darmentzündung Erkrankten befunden hätte. Die Erkrankungen müßten, wie immer, der schlechten Verpflegung zugeschrieben werden. Außerdem sei die „Espagne“ gar nicht für die Beförderung so vieler Zwischendecker eingerichtet. Besonders müsse aber der Mangel an Hygiene gerügt werden.

Am 25. November traf in Santos der Dampfer „Italie“ ein. Er landete 1508 Einwanderer. Unter ihnen befanden sich 56 Kranke. 18 mußten nach dem Isolierhospital verbracht werden, weil sie Typhus hatten, die Mehrzahl der anderen litt an Darmentzündung. Die Erkrankungen waren auf dieselben Gründe zurückzuführen.

Natürlich mußte der Ackerbausekretär zu der Sache Stellung nehmen. Er tat es denn auch in sehr energischer Weise und drohte der Firma Antunes dos Santos u. Co. mit eventueller Entziehung der Konzession. Von der Firma wurde u. a. verlangt, dafür Sorge zu tragen, daß keine Auswanderer eingeschifft werden ohne Befolgung der zu ihrem Schutze vor Krankheitsgefahr und zu ihrer Bequemlichkeit während der Ueberfahrt erlassenen Vorschriften. Die Herren Antunes dos Santos u. Co. erwiderten dem Ackerbausekretär, daß sie seinen Monita Rechnung tragen würden.

Wir können dem Herrn Ackerbausekretär für sein energisches Vorgehen nur Anerkennung zollen, denn nichts kann das System der subventionierten Einwanderung mehr in Verruf bringen als Unterlassungssünden, die an Bord der Auswandererschiffe begangen werden. Es muß übrigens verwundern, daß die französische Gesetzgebung nicht wie die anderer Länder besser für das Wohlbefinden der Zwischendecker an Bord der Auswandererdampfer sorgt. In dieser Beziehung ist die italienische Gesetzgebung vorbildlich und man sollte die französische Regierung zwingen, Schritte zu tun, nach dem Vorbilde Italiens die Auswandererfürsorge zu regeln. Ist das nicht möglich, so sollte man französische Dampferlinien von der Beförderung von nach Brasilien bzw. nach dem Staate São Paulo bestimmten Auswanderern ausschließen.

Besuch der österreichischen Export-Akademie. Dem Vernehmen nach beabsichtigt die Export-Akademie in Wien im Laufe des nächsten Jahres eine Studienreise nach São Paulo zu ver-

anstalten, damit den Schülern Gelegenheit geboten werde, die reichen Exportmöglichkeiten an Ort und Stelle kennen zu lernen.

Companhia União de Registro de Café. Unter diesem Titel wurde in der Staatshauptstadt mit 600 Contos nominellem Kapital eine Aktiengesellschaft gegründet, die sich mit der Registrierung von Kaffeetermingeschäften befassen wird. Von dem Kapital sind 20 Prozent eingezahlt. Den Verwaltungsrat bilden die Herren Luiz Alves de Almeida, Präsident; Bento José Gonzaga Franco, Sekretär; und Ed. Silva, Direktor. Ueber Mangel an Registrierungsgelegenheit können die Kaffeetermin-Spekulanten sich nicht beklagen, denn sie finden sie nunmehr bei vier Unternehmern.

Vermehrung des rollenden Bahnmateri- als. Infolge der wirtschaftlichen Hochkonjunktur macht sich auf allen paulistaner Bahnen ein empfindlicher Mangel an rollendem Material fühlbar. Wie bereits berichtet, hat die Verwaltung der Paulista, um dem Mangel zu begegnen, eine große Bestellung auf Lokomotiven, Personen- und Güterwagen gemacht. Die Verwaltung der Mogyana ist nicht zurückgeblieben. In den Werkstätten des Unternehmens wurden seit Beginn des laufenden Jahres bis zum 31. Oktober 17 Lokomotiven, 16 Personen- und 155 Güterwagen gebaut. Außerdem sind aber schon längere Zeit im Auslande 9 Lokomotiven und 300 Wagen bestellt. Am 31. Oktober bestand das rollende Material der Mogyana aus 169 Lokomotiven, 217 Personen- und 2405 Güterwagen.

Gebäudesteuer. Im laufenden Monat ist auf dem Staatsrentamt die Gebäudesteuer für die zweite Hälfte des laufenden Jahres zu entrichten. Der Zahlungstermin endet am 31. Dezember. Eine Verlängerung wird nicht stattfinden. Die betreffende Zahlstelle wird schon von 10 Uhr vormittags ab, statt wie früher erst von 11 Uhr ab, geöffnet sein.

Einwanderung. Der französische Dampfer „Provence“, ein kleiner Kasten, der nur etwa fünfhundert Passagieren Platz bietet, wird dieser Tage mit tausendundsechshundert Einwanderern in Santos eintreffen. Das Ackerbausekretariat hat schon alle Maßnahmen getroffen, um die Landung krancker Einwanderer zu verhindern.

Der Präfekt des hauptstädtischen Munizips sanktionierte einen Beschluß der Munizipalkammer betreffend Ankauf eines zwischen der Avenida Angelica sowie den Straßen Piahy, Alagoas und Bahia gelegenen Grundstückes zum Preise von 14\$ und 16\$ pro qm. Auf dem Terrain soll ein öffentlicher Garten angelegt werden. Die Idee wird von den Anwohnern sicherlich beifällig aufgenommen werden.

Wieder ein Kind totgefahren. Am Sonntag nachmittag wurde in der Rua Lavapés der 10jährige Elbio de Rey von dem Automobil 895 totgefahren. Diesesmal trifft den Chauffeur aber anscheinend keine Schuld. Der Knabe hatte im Hofe gespielt und dabei war ihm ein Ball über die Straße geflogen. Er lief zum Tor hinaus, um das Spielzeug zu holen. In seiner Eile sah er das Auto nicht, oder er konnte sich nicht mehr halten und auch der Chauffeur konnte die Maschine nicht mehr zur rechten Zeit zum stehen bringen, denn Elbio lief direkt unter die Räder. Wenn diese Darstellung die richtige ist, dann handelt es sich um einen Unglücksfall, für den der Wagenlenker, der gefangen genommen wurde, nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Meuchelmord. Der im Munizip Porto Feliz ansässige bekannte Advokat Dr. Aquilino do Amaral Filho ist am letzten Donnerstag das Opfer eines feigen Meuchelmordes geworden. Der Advokat wurde in der Nähe der Fazenda des Herrn Anisio de Moraes, welche ungefähr zwei Leguas von Porto Fe-

liz entfernt liegt, am Rande der durch einen Wald führenden Straße tot mit zahlreichen Schrotkörnern im Kopf von Arbeitern seines Gutes aufgefunden. Sein Reittier kehrte geraume Zeit ohne den Reiter nach dem Gute zurück. Nichts Gutes ahnend, machten sich mehrere Arbeiter auf die Suche nach ihrem Herrn, den sie denn auch nach einiger Zeit entseelt mit blutigem Gesicht fanden. Sie schafften den Leichnam nach dem nahen Boituva, wo er nach Erledigung der polizeilichen Formalitäten bestattet wurde. Der tödliche Schuß muß aus dem Walde abgegeben worden sein. Die vorgefundenen Spuren deuten darauf hin, daß an dem meuchlerischen Ueberfall mehrere Personen beteiligt waren. Dieselben hatten den Leichnam ihres Opfers an den Wegrand geschleppt. Von ihnen fehlt jegliche Spur und man ist auch noch über das Motiv der Mordtat im Unklaren. Wahrscheinlich hat es sich um einen Racheakt gehandelt.

Einwanderung. In der Zeit vom 1. Januar bis 30. November des laufenden Jahres wurden im Hafen von Santos 94.229 Einwohner gelandet. Jedenfalls wird bis zum Jahresschluß das Hunderttausend voll werden.

„Cap Finisterre“. Am Sonntag lief von Buenos Aires kommend der Prachtdampfer der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Cap Finisterre“, Santos an und an demselben Tage ging er wieder nach Rio in See. Die Herren Johnston & Comp., Agenten der Dampfschiffahrtsgesellschaft in Santos und São Paulo, hatten die Presse sowie die Vertreter des Handels zur Besichtigung des Dampfers eingeladen und dieser Einladung hatten Hunderte Folge geleistet. Wir unterlassen es, den Dampfer genau zu beschreiben, denn dieses ist schon bei früherer Gelegenheit sehr ausführlich geschehen, und wir beschränken uns darauf, zu konstatieren, daß die „Cap Finisterre“ allen eine Ueberraschung bereitet hat. Man hatte einen großen, sehr schönen und eleganten Dampfer erwartet, man hatte die Erwartungen ziemlich hochgestellt, aber schon beim Betreten des Schiffes gewann man den Eindruck, daß die deutsche Schiffsbaukunst hier doch noch etwas besseres, schöneres, solideres geleistet hatte, als die Phantasie sich eingebildet. Unter den zahlreichen Besuchern des Schiffes herrschte nur eine Stimme, daß ein solcher Dampfer in Santos noch nicht gesehen worden sei, welches Urteil noch dahin ergänzt wurde, daß die schwimmende Paläste, die zwischen Europa und Nordamerika verkehren, nicht besser und komfortabler eingerichtet seien, als „Cap Finisterre.“ Das Schiff wurde einer gründlichen Besichtigung unterzogen. Es war ein beständiges Klettern von unten nach oben, von oben nach unten und das Schiffspersonal hatte viel zu tun, um die Gäste herumzuführen und ihnen alles zu erklären. Ganz besonders gefiel der Wintergarten, das Schwimmbad, der Turnsaal mit seiner kompletten Einrichtung und vor allen Dingen der Eßsaal der ersten Klasse. Wir fragten einen paulistaner Kollegen, ob ein solcher Dampfer nicht die Lust wecke, nach Europa zu fahren: „Nicht nur das, dableiben möchte ich, denn hier ist es wohnlich.“ Das war die allgemeine Stimmung. Der Dampfer weckte die Reiselust, man wollte dableiben, und als die Dampfpeife die Besucher daran mahnte, daß es an der Zeit sei, auf das santenser Pflaster zu treten, da bedauerte man aufrichtig, das Schiff so früh verlassen zu müssen. — Die Besucher wurden, wie gesagt, sehr zuvorkommend aufgenommen, und waren es besonders die Herren Ulrich Christiansen, Gerent des Hauses Johnston in São Paulo, und Herr Voß von dem Mutterhause in Santos, die sich bemühten, den Vertretern der

Presse und den anderen Gästen den kurzen Aufenthalt auf dem Dampfer zu einem angenehmen und lehrreichen zu machen. — Die Besucher trafen kurz vor 11 Uhr auf dem Dampfer ein. Zuerst wurde das Schiff etwas oberflächlich besichtigt, dann wurde in dem Rauchsalon ein Appetiterreger genommen, etwas geplaudert und darauf ging es in den Eßsaal der ersten Klasse, wo den Geladenen ein opulentes Frühstück serviert wurde, bei dem ein Streichorchester angenehme Weisen spielte. — Der große Saal war etwas zu groß, um unsere beredten Landsleute zu langen Trinksprüchen zu reizen. Man hatte den Eindruck, daß man, um in diesem Saale allen verständlich zu sprechen, eine Abgeordnetenlung haben müßte. Die langen Toaste unterblieben. Beim Nachtsch stand Kapitän, Herr J. Langerhansz, auf, ging zu dem Tisch, an dem der Inspektor des Zollamtes, Herr Coronel Maia Filho, mit anderen Herren saß, um auf ihre Gesundheit anzustoßen. Herr Maia Filho brachte dabei einen kurzen Trinkspruch auf die Gesellschaft aus. Von dem Journalistentisch sprach Herr Nogueira, Redakteur des „Correio Paulistano“, im Namen der Paulistaner Presse in sehr kurzen Worten dem Kapitän seinen Dank aus und wünschte, daß der schöne Dampfer, der uns deutsches Können so vor die Augen geführt, auf seinen Fahrten von einem guten Stern begleitet sein möge. Indem wir uns diesem Wunsche anschließen, danken wir den Herren für die unserem Vertreter zuteil gewordene überaus freundliche Aufnahme an Bord des Prachtschiffes.

Gegen das Zollamt in Santos wird Beschwerde erhoben, daß es die von Despachanten hinterlegten Summen nicht zurückerstattet. Der Inspektor, Coronel Maia Filho, hat seinerzeit versprochen, diesem Mißstand ein Ende zu machen, aber jetzt geht doch wieder alles den alten Gang, die Eingaben betreffend die Zurückerstattung des zuviel gezahlten Geldes bleiben wochenlang unbeantwortet und man braucht wohl nicht erst zu versichern, daß diese Schlamperie den Handel sehr schwer schädigt. Wenn ein Geschäftshaus seine Rechnungen in Ordnung halten kann, dann sollte das mit dem Zollamt doch auch der Fall sein: es sollte imstande sein, die Rechnungen schnell zu prüfen und schnell zu erledigen; aber bei ihm heißt es immer: wir haben von der Inspektion keine Autorisation, und diese sagt wieder: wir haben keinen Bericht von der Zahlstelle. So schiebt die Schuld der eine auf den anderen und der Handel kann mit den Summen nicht rechnen. An Herrn André Maia Filho liegt es offenbar nicht, denn dieser Beamte sieht auf Genauigkeit, aber die Sache ist die, daß auch der beste Inspektor nichts ausrichten kann, wenn das Bureau nicht richtig funktioniert. Die Macht eines einzelnen Mannes ist begrenzt, und wenn die anderen versagen, dann stockt auch bei dem bestgesinnten Vorgesetzten der ganze Betrieb.

Sehr schmeichelhaft läßt sich der Redakteur der „Brazilian Review“ Herr W. G. Chancellor, welcher kürzlich einige Tage in Santos und S. Paulo gewilt hat, über den Fortschritt der beiden Städte aus. Er schreibt u. a.: „Was auch immer über Hausse und Baisse gesagt werden mag, es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaffee in Santos Wunder bewirkt hat. Wer fünf Jahre nicht dort war, kennt die Stadt nicht mehr. Wenn man jemand der Brasiliens vor zehn Jahren verlassen hat und glaubt, das Land gründlich zu kennen, sagt, daß Santos jetzt breite asphaltierte Straßen, moderne Häuser, Autotaxis und elektrische Straßenbahnen besitzt, so wird er ungläubig die Achseln zucken. Santos ist heute eine aufblühende Stadt up-to-date. Breite Avenuen dehnen sich weit bis zu den Einbuchtungen des Meeres

aus. Sie sind zu beiden Seiten mit komfortablen und sogar luxuriösen Villen besetzt. Man gehe nach Guarujá, wo man einen prächtigen Strand, ein Hotel und ein Kasino findet, und man wird sich zurückversetzt nach einem der fashionablesten europäischen Seebäder fühlen. Wie auch immer die Aussichten auf Hausse oder Baisse sein mögen, Santos ist heutzutage die Kaffeekönigin. Der Kai ist bedeutend ausgedehnt worden. Früher legten die Royal Mail-Dampfer beim Schuppen Nr. 4 an, jetzt ist ihre Anlegestelle beim Schuppen Nr. 15. Trotzdem wird man im Autotaxi von hier nach dem Bahnhof heute in kürzerer Zeit gebracht, als man früher gebrauchte, um vom Schuppen Nr. 4 nach der Station zu gelangen. — Wenn schon Santos so mächtig fortgeschritten ist, was soll man erst über S. Paulo, die fortschrittlichste Stadt in Südamerika sagen? In S. Paulo schießen jährlich 6000 Häuser wie Pilze aus der Erde. Ganze Häuserblocks werden niedergelegt und an ihre Stelle treten großartige Gebäude. Das alte Geschäftsviertel im Stadtzentrum hat sich nicht sonderlich verändert, aber das auf der anderen Seite des Tales errichtete neue Stadttheater gibt dem Bild ein anderes Gepräge. Im Tale werden große Gebäude aus Stein und Stahl aufgeführt zur Unterbringung der Bureaus der vielen neuen Gesellschaften. Außerhalb des Zentrums, bei dem Luz-Bahnhofe, fällt der neue Sorocabana-Terminus auf. Rings um die Stadt herum werden neue Straßen angelegt. Der Straßenbahndienst ist gut und besser als je, aber im Zentrum herrscht am Nachmittag eine wahre Verkehrsverwirrung.“

Hochseefischerei. Die Herren Acker, Jens u. Cia. in Curityba haben eine Fischereigesellschaft gegründet. Diese Gesellschaft, „Empreza Paranaense de Pesca“, hat bereits in Deutschland zwei speziell für ihren Zweck eingerichtete Dampfer bestellt, die in kurzer Zeit in Paranagua eintreffen dürften. Dieselbe Firma erbaut in Curityba eine Brauerei und Eisfabrik.

Wieder die Rennmanie. Am Freitag hat das wahnsinnig schnelle Fahren wieder ein Unglück angerichtet, das sehr leicht einen noch größeren Umfang hätte annehmen können. Am Spätnachmittag kamen zwei Automobile mit rasender Geschwindigkeit von Lapa die Avenida Agua Branca heraufgefahren. Der Lenker des zuletzt fahrenden Wagens wollte das andere Fahrzeug überholen und wandte deshalb seine Maschine seitwärts, ohne zu beachten, daß zwei Menschen die Straße krouzten. Diese wußten natürlich nicht, daß der Chauffeur die Bahn ändern werde, und so geschah, was nicht ausbleiben konnte: das Auto ging über die beiden hinweg. Daß der Chauffeur nicht anhielt, sondern das Rennen fortsetzte, braucht nicht ausdrücklich betont zu werden. Es handelte sich um den in der genannten Straße Nr. 20 wohnhaften João Pereira Domingo und seine Frau Rosa. Sie befanden sich auf dem Rückweg von der Santa Casa, wo sie zwei Kinder hatten behandeln lassen. Sie trugen je ein Kind auf dem Arm. Das Ehepaar wurde nicht unerheblich verletzt und auch eines der Kinder trug verschiedene Schrammen davon; das andere blieb unversehrt. Der Hauptmann Ugo Trivelha hat den Unglücksfall beobachtet, aber leider die Nummer des Wagens nicht feststellen können, so daß der Chauffeur wieder straflos ausgehen dürfte.

Ein Gespensterschiff. Gestern berichteten wir, daß auf dem französischen Dampfer „Italie“ während der Ueberfahrt von Europa nach Santos verschiedene Fälle von Pocken vorgekommen seien. Diese Nachricht war schon schwerwiegend genug, um das größte Aufsehen zu erregen, sie hat sich aber der Wahrheit, wie man nun erfährt, auch nicht

bei weitem genähert. Es handelt sich nicht um vier oder fünf Fälle, sondern 76 Personen sind auf der Ueberfahrt gestorben und darunter 47 an den Pocken. Dabei hat der Kapitän des Dampfers es begreiflicherweise unterlassen, der Sanitätsbehörde des Hafens von Santos den vorgeschriebenen Bericht zu erstatten. Die Einwanderer sind nicht nur an Land, sondern auch noch nach der Einwandererherberge in São Paulo gekommen, wo gleich nach ihrer Ankunft 70 Fälle von Pocken, Typhus und Masern festgestellt wurden.

Bevor wir auf weitere Einzelheiten der Fahrt dieses Gespensterschiffes eingehen, müssen wir zu unserer größten Verwunderung feststellen, daß hier verschiedene Faktoren versagt haben, auf die man rechnet und auch rechnen muß. Zuerst versagte der Sanitätsdienst im Hafen von Santos. Bevor auch nur ein einziger Mensch das Schiff verläßt, erscheint doch die Gesundheitspolizei, deren Pflicht es ist, sich von dem Gesundheitszustand der Passagiere zu überzeugen, und diese hat es nicht einmal gemerkt, daß eine große Anzahl der Angekommenen krank waren. Diese Polizei hat auch nicht die Feststellung gemacht, daß der Dampfer viel mehr Passagiere brachte, als das Reglement zuläßt und dadurch die französische Gesellschaft in Strafe zu nehmen war. In zweiter Linie versagte das Zollamt. Die Landung vollzieht sich unter den Augen der Zollbeamten und diese mußten doch wahrhaftig keine Aerzte sein, um zu sehen, daß eine Anzahl kranker Leute das Schiff verließ. Es gehört nun zwar nicht zu den vorgeschriebenen Pflichten der Zollbeamten, nachdem die Sanitätspolizei den Dampfer kontrolliert hat, die Passagiere nochmals zu kontrollieren, aber eine Menschenpflicht war hier vorhanden und mußte erfüllt werden. Das geschah nicht und die Betroffenen sind nicht von Schuld freizusprechen. Die Kranken wurden dem Einwandereramt aufgehalst und dieses konnte sie nicht mehr nach dem Schiff zurück und in die Quarantäne schicken. So kamen die Leute nach São Paulo, um die Bevölkerung dieser gesundheitlich durch die Verschönerungswut auf das ärgste vernachlässigten Stadt in Gefahr zu bringen.

Die Verpflegung auf dem Dampfer ist die denkbar elendeste gewesen. Der Dampfer, der nur tausend Personen Raum bietet, hatte dreitausend Menschen an Bord. Menschen und Schiff starben vor Schmutz. Das Essen war ungenügend. An Trinkwasser herrschte ein großer Mangel seit den ersten Tagen der Reise. Kondensierte Milch, die von den Auswandererschiffen geliefert werden muß, war nicht vorhanden. Das Essen bestand fast ausschließlich aus Reis und Stockfisch.

Es ist auffällig, daß eine hiesige Zeitung, die die ganze Litanei bringt, zu sagen vergißt, daß es sich hier um einen französischen Dampfer handelt. Der Name des Schiffes wird gar nicht genannt. So weit geht hier die „Solidarität der Lateiner“, die zwischen Brasilien und Frankreich, also zwei Ländern, von welchen kein einziges lateinisch ist, bestehen soll, daß man zwar die Unglücklichen beklagt, den Schuldigen aber, der das Unglück angerichtet hat, zu nennen vergißt.

Die Staatsregierung hat sofort alles veranlaßt, was sie veranlassen konnte. Der Ackerbausekretär hat an die Firma Antunes dos Santos u. Co., die für Rechnung des Staates die Immigranten einführt, ein energisches Schreiben gerichtet, in dem er erklärt, daß der Staat mit ihrer Arbeit nicht zufrieden sein könne und daß, falls nicht sofort eine Besserung eintrete, der Kontrakt gelöst werde. Es sei Pflicht und Schuldigkeit der Firma, für die richtige Verpflegung der Einwanderer auf der Ueberfahrt zu sorgen und auch

ihr Augenmerk darauf zu richten, daß die Hygiene nicht außer acht gelassen werde. Der Ackerbausekretär faßt seine Maßnahmen in drei Sätzen zusammen: 1. Die Auswanderer müssen im Einschiffungshafen oder während der Fahrt geimpft werden. Nichtgeimpfte Einwanderer werden in Santos nicht an Land gelassen. 2. Die Ernährung muß auf den Dampfern und besonders die der Kinder eine solche sein, daß die Magenkrankheiten, die jetzt festgestellt wurden, nicht mehr entstehen. 3. Ein Dampfer darf nicht mehr Auswanderer an Bord nehmen als er Platz hat. Abschriften dieses Briefes sind auch an die Auswanderungsfiskale in Lissabon und Gibraltar geschickt worden. Jetzt sollte auch die Bundesregierung die Verantwortlichen sofort zur Rechenschaft ziehen und dafür sorgen, daß der Kapitän der „Italie“, der die Seuche bekanntzugeben unterließ, seines Postens entsetzt wird. Die Gesellschaft aber, die dreimal soviel Menschen an Bord zuließ als Plätze vorhanden waren, sollte durch eine empfindliche Geldstrafe von ihrer Habgier kuriert werden. Man bedenke nur, welchen Umfang die Katastrophe erreicht hätte, wenn dem kleinen und ungenügend ausgerüsteten Dampfer auf See ein Unglück zugestoßen wäre! Sind denn die Lehren der „Titanic“-Katastrophe von den Franzosen ebenso vergessen worden wie die Vorschrift, daß während der Fahrt vorgekommene Fälle von ansteckenden Krankheiten zum Anlaufen eines Hafens zur Kenntnis gebracht werden müssen?

Propaganda. Der Staat São Paulo hat in Wien ein Propagandakommissariat errichtet.

Arbeiterbewegung. Nach einer oberflächlichen Schätzung beträgt die Zahl der Mitglieder verschiedener Arbeitervereine, die sich jetzt zu einem Verbands vereinigt haben, in Brasilien bereits 60.000. Wenn diese Masse, die sich auf die größeren Städte des Küstengebietes verteilen, richtig organisiert ist und gut geleitet wird, dann kann sie bei der bekannten Prinzipienlosigkeit der anderen Parteien sehr schnell einen ganz bedeutenden Einfluß auf das soziale Leben gewinnen. Für die Vermehrung der Mitgliederzahl sorgt die Polizei, indem sie bei jedem Streik, ob die Arbeiter sich nun ruhig verhalten oder Unruhen anzetteln, mit einem unüberlegten Schneid losgeht. Die ungerechte Behandlung, die Mißachtung ihrer Rechte zwingt die Arbeiter, sich zu organisieren. Noch einige Streiks in Santos, noch einige Ausweisungen, noch einige Verbote, im geschlossenen Raume Versammlungen abzuhalten, noch einige Gewalttaten irgendwelcher Art, und die Zahl wird 100.000 erreichen.

Die Zukunft wird entschleiern. In mehreren hiesigen Blättern erscheint eine Anzeige, in der sich eine Madame Mariani anbietet, gegen entsprechende Bezahlung die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu entschleiern. Sie will einen ruhmgekrönten Namen besitzen und die „seltens en Achtungsbezeugungen“ erhalten haben und behauptet, daß ihre Fahrt durch Europa ein Triumphzug gewesen sei. Sie soll nach dem Balkan gehen, denn dort interessiert man sich für die Zukunft viel mehr wie hier und dort sind vielleicht auch in den Strafgesetzbüchern nicht Paragraphen enthalten, die solche Madamen mit ziemlich schweren Strafen bedrohen wie es hier der Fall ist. Die Madame soll aber trotzdem einem sehr „zufriedenstellenden“ Zuspruch haben. Und da hieß es noch neulich, der Aberglaube sei aus den brasilianischen Städten bereits verschwunden.

Kaffeezoll und Kaffeeverbrauch. Ein Mitarbeiter der fluminenser „Imprensa“ hat eine Statistik zusammengestellt über die in den einzelnen Ländern gezahlten Kaffeezölle und den auf den Ein-

wohner entfallenden Jahresverbrauch. In den unten genannten Ländern zählt man für 100 kg Kaffee folgenden Zoll bei einem Jahresverbrauch per Einwohner:

		Gramm
Spanien	84\$000	562
Frankreich	81\$600	2.350
Italien	78\$000	634
Portugal	60\$000	960
Rußland	56\$000	132
Deutschland	35\$000	3.000
Norwegen	24\$600	5.536
England	20\$700	218
Dänemark	14\$100	3.900
Schweden	10\$000	6.566
Schweiz	2\$100	3.500
Belgien	2\$100	4.700
Holland	2\$100	7.200
Vereinigte Staaten v. N.	2\$100	5.750

Wie der Organisator dieser Statistik zu der Folgerung kommt, daß der Einfuhrzoll das größte Hindernis der Einbürgerung des Kaffees sei und daß der Verbrauch des Getränkes fast immer im selben Verhältnis geringer als der Zoll höher sei, ist uns unerfindlich. Frankreich, das viermal so großen Zoll zahlt, verbraucht zehnmal soviel Kaffee wie England, und die Schweiz, die denselben Zoll zahlt wie Holland, verbraucht nicht halbsoviel Kaffee. Der Zoll vermindert den Konsum, das steht außer Frage, aber der bei weitem wichtigste Faktor ist er nicht, und deshalb kann die Kaffeeproganda sich nicht hauptsächlich damit befassen, den hohen Kaffeezoll zu bekämpfen, wie dies der Mitarbeiter der „Imprensa“ verlangt. Interessant ist, durch diese Statistik wieder bestätigt zu sehen, daß Italien, das in der letzten Zeit von Brasilien durch Vergünstigungen mannigfachster Art überhäuft wird, was die Höhe des Zolles anbelangt, an dritter und im Verbrauch des Artikels an zehnter Stelle steht. Diese Erscheinung wäre der Aufmerksamkeit wert, denn Italien dürfte sich Brasilien gegenüber etwas nobler benehmen, denn eine Hand soll doch die andere waschen.

Schnelldampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ Der neue Schnelldampfer „Kaiser Franz Joseph I.“ der Austro-Americana wird Anfang Februar nächsten Jahres auf seiner zweiten Südamerikafahrt die brasilianischen Häfen berühren. Auf der Rückreise nach Europa wird er Santos am 10. und Rio de Janeiro am 11. Februar anlaufen. Der Dampfer legt die Strecke Rio de Janeiro-Neapel bekanntlich in 12 Tagen und wenigen Stunden zurück.

Beleuchtung. In den letzten Tagen zirkulieren Gerüchte, daß die Light and Power die Gasgesellschaft aufkaufen werde. Die Verhandlungen zwischen beiden Gesellschaften seien schon soweit gediehen, daß sie jeden Tag abgeschlossen werden könnten. Damit hätte die Light die ganze Beleuchtung in ihrer Hand, der Ring wäre geschlossen und das Publikum erst recht der kanadischen Gesellschaft auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Heilmittel von Einst und jetzt. Unsere Vorfahren hielten am meisten von der Heilkraft der Pflanzensäfte, doch verstanden sie es nicht, die in den Pflanzen enthaltenen heilkräftigen Mittel von den sie umgebenden Rohstoffen zu trennen. Sie sammelten die Kräuter, kochten und mischten sie nach bestimmten Vorschriften. Unsere heutige Erkenntnis ist darin weiter vorgeschritten. Die Wissenschaft hat Mittel und Wege gefunden, die pflanzlichen Heilmittel rein und konzentriert darzustellen, ja noch mehr; sie in einer für den Geschmack sehr angenehmen Form zu bieten. Unsere Alvorderen verstanden von alledem nichts. Durch Zufall haben sie

wahrscheinlich entdeckt, daß sich einige Kräuter als heilkräftig erwiesen. Nach dieser Erfahrung fertigten sie ihre Rezepte an, wußten aber nicht, wie die Heilwirkung zustande kam. Langer und angestrengter wissenschaftlicher Arbeit hat es bedurft, bis man lernte, die heilkräftigen Substanzen und Salze der Pflanzen von allen übe.flüssigen Beimengungen zu reinigen, und erst in jüngster Zeit gelang es der Forschung festzustellen, von welcher ausschlaggebender Bedeutung diese Pflanzensalze, Nährsalze genannt, für den menschlichen Organismus sind. Ohne Eisen kann keine normale Regeneration des Blutes durch die Lungennatmung zu stande kommen, ohne Phosphor kein Gedanke, ohne Kieselsäure und Schwefel kein Haarwuchs, ohne Kalk und Fluor keine gesunden Zähne und Knochen. Erst nach und nach haben wir die Rolle dieser Nährsalze im Organismus kennen gelernt und wissen heute, daß die Nährsalze das Lebens- und Energiereservoir des Körpers sind, daß Nervenspannkraft und Nervenenergie nur bei Gegenwart dieser Nährsalze bestehen kann.

Nachdem diese Erkenntnis geschaffen war, begann die medizinische Wissenschaft sofort entsprechend zusammengesetzte Nährsalze zur Heilung der verschiedensten Krankheiten zu verwenden. Und das ist mit hervorragendem Erfolge gelungen, da wir heute genau wissen, welche Stoffe und wie viel von jeder Art notwendig sind. — Wohl das beste auf dieser wissenschaftlichen Grundlage hergestellte Präparat ist „Isis-Vitalin“, ein Blut- und Nervenahrungsmittel ersten Ranges. Bei allen Fortschritten in der Zusammensetzung und Dosierung nach den vor sie erläuterten Forschungsergebnissen, ist in einem Punkte unsere heutige Nährsalz-Therapie nicht über die Heilmittelbereitung des Mittelalters hinausgekommen. Wie man damals die Kräutersäfte zu Heilzwecken kochte, so können auch wir Heutigen zur Herstellung unserer Nährsalze die Pflanze nicht entbehren, denn es hat sich gezeigt, daß Salze, die nicht aus dem Pflanzenkörper stammen für den menschlichen Organismus ganz unverständlich und unbrauchbar sind. Deshalb besteht auch Isis-Vitalin nur aus Pflanzensäften, aber entsprechend unser fortgeschrittenen Erkenntnis finden sich diese Pflanzennährsalze in ganz konzentrierter Form darin und in einer Zusammensetzung die genau den Bedürfnissen des menschlichen Organismus entspricht. „Isis-Vitalin“, diese Nährsalzmischung sämtlicher und wichtiger Nährsalze ist ein erfrischendes Getränk für Gesunde und Kranke — für Gesunde, um gesund zu bleiben, für Kranke und gesund zu werden.

Zur Fleischfrage. Es scheint nicht genug zu sein, daß die Spekulanten dank der zu großen Nachsicht unserer Behörden durch die künstlich herbeigeführten hohen Fleischpreise die Bevölkerung ausbeuten; jetzt erscheinen auch die Fleischhauer auf dem Plan und vermindern das Gewicht, die Behörden sehen aber wieder dem strafwürdigen Treiben mit verschränkten Armen zu. Vielen Hausfrauen, die nicht bei bekannten zuverlässigen Fleischhauern einkaufen, wird es schon aufgefallen sein, daß die erhaltene Portion sich in demselben Verhältnis verringert wie die Preise höher werden. Das Kilo hat jetzt nicht mehr tausend, sondern nur noch hundert Gramm, und wenn die Fleischpreise noch, wie geplant, höher gehen, dann wird das Gewicht siebenhundert Gramm sein. In der großen Markthalle ist ein Fiskal von einem Käufer darauf aufmerksam gemacht worden, daß ein dortiger Fleischhauer die Kunden betrüge; der Hüter der Ordnung hat aber nur die salomonische Auskunft gewußt: Wenn Ihnen das Fleisch zu wenig ist, dann lassen Sie sich einen

Knochen dazu geben. Schade, daß wir hier keine Orden haben! Dieser Fiskal hätte ganz entschieden eine Auszeichnung verdient, denn eine derartige Schlaueit verdient öffentliche Anerkennung.

Kaffee. Hier hat sich unter dem Namen „Companhia União do Registro de Café“ eine neue Gesellschaft gebildet, die in São Paulo und Santos operieren wird.

Arbeiterhäuser in Santos. Die Präfektur der Stadt Santos hat mit der „Companhia Constructora“ einen Vertrag abgeschlossen, nach dem diese sich verpflichtet, 500 billige Arbeiterhäuser zu erstellen.

Normalschulen. Da die vielen Normalschulen, die in den letzten Monaten verlangt worden sind, unmöglich alle errichtet werden können und die Deputierten aber, die alle für ihre Bezirke eintreten, zu keiner Einigung kommen, so ist es wahrscheinlich, daß überhaupt keine einzige dieser Schulen errichtet wird. Nach der Neuwahl wird sich die Sache vielleicht eher machen lassen, denn die Deputierten, die am Anfang ihres Mandates stehen, werden ihren Wählern weniger versprechen als die, deren Herrlichkeit zu Ende geht, und dann wird sich eine Einigung erzielen lassen.

Entwicklung des Eisenbahnwesens im Staate São Paulo. In welchem Maße sich das Eisenbahnwesen im Staate São Paulo entwickelt, davon geben die Bestellungen der „Companhia Paulista“ Zeugnis. Diese Gesellschaft bestellte im ersten Semester dieses Jahres in Europa 13 Lokomotiven und 100 Frachtwagen. Diese sind bereits hier eingetroffen und in den Dienst gestellt. Neuerdings hat die Paulista wieder eine Bestellung für mehr als zweitausend Contos gemacht. Die neue Bestellung betrifft 12 Lokomotiven und 250 Frachtwagen. Hundert dieser Wagen werden eine Ladefähigkeit von 12 Tonnen haben, hundert von 30 Tonnen und fünfzig von 42 Tonnen. Diese 250 Wagen haben zusammen eine größere Ladefähigkeit als 900 Frachtwagen des alten Typs. Die neuen Wagen werden aus Stahl gebaut sein.

Die nächste Kaffee-Ernte wird nach Ansicht eines Kaufmannes, der dieser Tage die nördliche Zone unseres Staates bereist hat, einen viel geringeren Ertrag abwerfen als man bisher angenommen. Vorzeitige Hitze, Fröste und Regen haben die Kaffeepflanze außerordentlich geschädigt.

Selbstmordversuch. Nachdem bis 20. ds. Monats der Rekord an Selbstmordversuchen geschlagen worden, hörten diese Versuche für einige Tage auf. Erst am 28. wurde wieder ein solcher Versuch gemacht. Eine gewisse Leonor Pereira, ein Mädchen von zwanzig Jahren, hat aus unglücklicher Liebe eine schwache Sublimatlösung verschluckt und dann um Hilfe geschrien. Die Ambulanz erschien mit bewohnter Pünktlichkeit und Herr Dr. Sá Pinto setzte die Dona wieder außer Lebensgefahr. — Mit den Selbstmorden in São Paulo hat sich auch ein Portogreenser befaßt und er hat dabei die Behauptung aufgestellt, daß die „Untergrabung des Glaubens und der Sitte und das Predigen des Lebensgenusses“ an der traurigen Erscheinung schuld sei. Unser Kollege ist in diesem Falle unrecht, denn erstens gibt es in São Paulo, von einem einzigen Wochenblatt abgesehen, keine einzige Zeitung, die Glauben und Sitte untergräbt, denn unsere Pressorgane sind im Gegensatz zu den anderer Großstädte mehr oder weniger konservativ und Glaube und Kirche erfahren hier von Seiten der Presse eine solche Behandlung, daß die Geistlichkeit mit der Haftung mehr als zufrieden sein kann. Die Sitte wird von unserer Presse nicht nur nicht angetastet, sondern sehr oft mit einem sehr großen Eifer verteidigt. Der Lebens-

genuß resp. die Uebersättigung kommt als Ursache der Selbstmordversuche nicht in Frage, denn die Selbstmordkandidaten rekrutieren sich aus Personen, denen der zügellose Lebensgenuß verwehrt ist. Es sind hier arme Dienstmädchen, Näherinnen und andere junge, mit irdischen Glücksgütern ausgestattete Dämchen, die zur Gifflasche greifen; und diese können sich dem Lebensgenuß schon deshalb nicht hingeeben haben, weil hier nach dem Prinzip gehandelt wird: „und wer vergnügt hier leben will, zahlt bar, was er verzehrt.“ Die Lebewelt, die männliche wie die weibliche, hat hier die Selbstmordliste wenig bereichert. Die Diagnose unseres Kollegen stimmt also nicht und die Zahl der Selbstmorde, die er angab, ist auch um mehr als das Doppelte übertrieben.

Proteste gegen die Ehescheidungsvorlage. Wir haben uns wohl nicht der Mühe unterzogen, alle die im „Diario do Congresso Nacional“ erscheinenden Proteste gegen die Ehescheidungsvorlage zu studieren, aber wir glauben doch, daß den Vogel einige Herren in São Sebastião do Turvo, Staat São Paulo, abgeschossen haben, denn etwas Lächerlicheres ist nicht mehr möglich. Die an den Bundesdeputierten Coronel Marcolino Lopes Barreto gerichtete Zuschrift trägt wohl nur 15 Unterschriften, aber sie ist mit herzerquickender Naivität als „feierlicher Protest des brasilianischen Volkes gegen die Ehescheidung“ bezeichnet. Bescheidenheit ist eine Zier, doch Eindruck macht man ohne ihr, dachten die Herren, als sie sich als das „brasilianische Volk“ ausgaben, und der Ueberschrift entspricht auch die ganze Fassung des Protestes. Die Kammer wird belehrt, daß die Ehescheidungsvorlage sich gegen die Auffassung des — portugiesischen Episcopats verstoße. Dies verdiene ganz besonders hervorgehoben zu werden. Demnach scheinen die Herren der Ansicht zu sein, daß die Auffassung des portugiesischen Episcopats für den brasilianischen Bundeskongreß maßgebend sein müsse. In der Folge werden die Deputierten darauf aufmerksam gemacht, daß die katholische Kirche immer gegen die Ehescheidung gewesen sei und lieber England habe abfallen lassen, als daß sie die von König Heinrich VIII. verlangte Scheidung seiner Ehe gebilligt hätte. Daß dies mit der Bundeskammer radikal gar nichts zu tun hat, da diese weder die Erlasse des portugiesischen Episcopats noch die der Päpste beachten muß, das scheinen die 15 „Repräsentanten des brasilianischen Volkes“ nicht gewußt zu haben. Aber es kommt noch schöner. „Wir protestieren feierlich, und der Hochw. Herr Pfarrer bringt das zum Ausdruck, in dieser verantwortungsschweren Stunde der Entthronung der brasilianischen Familie (denn in der Bundeskammer ist das Ehescheidungsprojekt eingebracht und zur Diskussion gestellt) gegen die brasilianischen Demagogen, in deren Händen sich die Regierung dieser vornehmen Nation, Brasilien, befindet.“

Die Leser werden aus dem Satze nicht klug geworden sein und deshalb setzen wir ihn auch im Original hierher: „Aos demagogos, em cujas mãos se encontra o Governo desta nobre Nação, o Brasil, na hora de destronamento da familia brasileira (visto ter sido apresentado e posto em discussão, na Camara Federal, o projecto do divorcio) interprete o Revmo. Sr. vigario da Parochia, protestamos sollemnamente.“ Das ist ein starkes Stückchen, denn die Protestler werfen da der brasilianischen Regierung eine Höflichkeit an den Kopf, die nur mit der Barbarei zu vergleichen ist, mit der die „Repräsentanten des brasilianischen Volkes“ die Syntax der Landessprache mißhandeln. Das ist aber noch nicht der Gipfel! Die Herrschaften fahren fort, indem sie

die Bundesdeputierten belehren, daß die Niederlagen Napoleons in Rußland bei Watedloos (?) und Lipsia (neulateinischer Name für Leipzig) sowie seine Verbannung nach Sankt Helena darauf zurückzuführen seien, daß der Papst Pius VII. den Kaiser wegen seines Ungehorsams dem heiligen Stuhle gegenüber exkommuniziert habe. Der Kaiser habe, anstatt sich an die Lehre der Kirche zu halten, den Rat von Paris gefragt und sich noch zu Lebzeiten seiner ersten Gemahlin nochmals verheiratete, deshalb hätte ihm auch alle seine Bajonette nichts mehr genutzt. — Wir glauben, daß die fünfzehn „Repräsentanten des brasilianischen Volkes“, bevor sie den Protest gegen die „Entthronung der brasilianischen Familie“ losließen, durch reichlichen Alkoholgenuß den eigenen Verstand entthront haben, denn sonst hätten sie dieses Ungeheuer nicht zustande gebracht. — Die anderen Proteste, die derselbe Deputierte der Kammer vorlegte, waren alle auf einen vornehmen Ton gestimmt.

Kaffee in Frankreich. Der französische Abgeordnete Herr Damour, der für die Herabsetzung des Kaffeezolls eintritt, scheint mit seiner Absicht durchzudringen. Bevor er seinen Antrag einbringt, will Herr Damour die Stimmung des Handels kennen lernen, und deshalb hat er an sämtliche französischen Handelskammern die Frage gerichtet, was sie über die Zollermäßigung denken. Die Antworten sind ohne Ausnahme für die Herabsetzung, so daß das Projekt, das vom Handel so unterstützt wird, auf Annahme durch die Kammer rechnen kann. Wann wird wohl ein brasilianischer Abgeordneter eine Anfrage an den Handel richten, um zu erfahren, was dieser über gewisse Zölle denkt.

Bundeshauptstadt.

Lloyd Brazileiro. Der Finanzminister Francisco Salles sprach kürzlich im Cattete-Palast vor, um den Präsidenten zu bitten, beim Kongreß neue Kredite für die nationale Dampfschiffahrt zu befürworten. Wenn man bedenkt, welche Summen der Lloyd Brazileiro schon verschlungen hat und noch weiter verschlingen wird, so muß man sich langsam mit dem Gedanken befreunden, der schon seit langem ausgesprochen wurde und den Verkauf des „Lloyd Brazileiro“ zum Inhalte hat. Es wurde ja schon alles versucht, diese Gesellschaft auf die Höhe zu bringen und rentabel zu machen. doch sind alle diese Versuche bisher an der Mißwirtschaft, die in der Leitung herrschte, gescheitert. Wie eine Statistik der Reisenden zeigt, benützen fast alle lieber die ausländischen Linien, auch zu kurzen Reisen wie nach Santos, Porto Alegre und anderen Häfen, und zwar nicht nur Ausländer, sondern selbst Brasilianer, wodurch dem Lloyd Brazileiro von selbst das Urteil gesprochen wird. Solange der Lloyd in enger Verbindung mit der Bundesregierung und somit unter dem Einfluß der Politiker steht, wird alles Geld, das für ihn aufgewendet wird, ins Wasser geworfen sein.

Vom Zuckermarkt. Nachrichten aus Pernambuco zufolge lehnen die meisten Zuckerfabriken des Staates ab, neue Aufträge für weißen Krystallzucker mit kurzer Lieferzeit anzunehmen, da sie vollauf zu tun haben, die schon früher für die Fabrikation dieses Artikels eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Infolgedessen sind die Zuckerpriese am Rio-Markt gestiegen. An der Produktenbörse wurden 400—420 Reis für das Kilo weißen Krystallzuckers geboten, je nach Lieferzeit, doch fanden sich keine Verkäufer. Gelber Krystallzucker wurde zu 270—315 Reis gehandelt. Die Raffinerien erhöhten die Preise für Raffinade auf 380—470 Reis.

Sie kaufen angesichts der starken Preisschwankungen nur geringe Posten Rohzucker auf, jeweils genügend, um den Betrieb für einige Tage aufrecht zu erhalten.

Die „völlige Sinnlosigkeit“ hat in den Schwurgerichtsverhandlungen wieder eine böse Rolle gespielt. Am selben Tage wurden gleich zwei Angeklagte freigesprochen, weil die Geschworenen ihnen „privação de sentidos“ zubilligten. In beiden Fällen hätte unter geordneten Rechtsverhältnissen eine Verurteilung erfolgen müssen. Eduardo da Silva Proença hatte am 25. Mai 1911 José Ferreira dos Santos durch Revolvergeschüsse schwer verwundet, und Alvaro Joaquim Moreira hatte am 30. November desselben Jahres auf seinen Bruder Luiz einen Mordversuch mit dem Revolver gemacht. Wir sind heute schon soweit, daß eine Verurteilung wegen Verbrechen wider Leib und Leben nur noch in den allerseltensten Fällen stattfindet, nur dann nämlich, wenn einflußreiche Persönlichkeiten irgendjemand für einige Zeit eingesperrt haben wollen und sich nicht ebenso einflußreiche Persönlichkeiten zu gunsten des Angeklagten verwenden. Somit kann man ruhig behaupten, daß in Brasilien heute jedermann ungestraft seinen Nächsten niederknallen oder niederstechen kann, dank unserer herrlichen Rechtspflege und dank besonders dem famosen Paragraphen voll der „privação de sentidos“.

Fleischnot. Nicht genug, daß die Preise für frisches Fleisch immer höher werden und der Handel mit Gefrierfleisch auf alle Weise erschwert wird, steigen auch die Preise für Dörrfleisch. Es werden verschiedene Gründe hierfür ins Feld geführt. Erstens soll die Zahl der Schlachtungen in den Xarque-Fabriken des Südens zurückgegangen sein. Obendrein sollen die Xarque-Fabrikanten eine Vereinbarung vorbereiten, derzufolge sie in der heurigen Saison nur eine beschränkte Menge Vieh schlachten werden, und zwar mit Rücksicht auf den schlechten Zustand der Weiden, die das Vieh nicht fett werden lassen. Drittens endlich haben die La Plata-Staaten große Verträge für die Lieferung von Gefrierfleisch nach England abgeschlossen, sodaß auch dort die Dörrfleisch-Fabrikation eingeschränkt werden wird. Also Fleischnot überall!

Postaufzug. Eine lobenswerte Neueinrichtung auf unserem Hauptpostamte kann mit Freuden festgestellt werden, nämlich der Einbau eines den modernsten Anforderungen entsprechenden Personenaufzuges, der im Mitteltrakte des großen Gebäudes neben dem Stiegenhause aufgestellt worden ist und in den nächsten Tagen schon in Betrieb genommen werden soll. Der Aufzug ist auch äußerlich sehr nett ausgestattet und besitzt eine geräumige Kabine, die es ermöglicht, bis zehn Personen auf einmal in die Stockwerke zu befördern. Auch sind sämtliche Sicherheitsvorrichtungen vorgesehen, in erster Linie die, daß bei offenstehender Türe der Aufzug nicht in Funktion gesetzt werden kann, somit ein Hauptgrund für Unfälle in Wegfall kommt. Der Aufzug wird selbstverständlich elektrisch betrieben und ist in seiner ganzen Bauart für die Tropen eingerichtet, da er der Luft stets freien Zutritt zur Personenkabine gestattet, die nur bis zur Brusthöhe aus Holzwänden besteht, während der obere Teil aus Eisengittern hergestellt und mit Glas eingedeckt ist. Die Postbehörde hat entschieden richtig gehandelt mit der Aufstellung dieses Aufzuges, der es dem Publikum ermöglicht, ohne Anstrengung in die Stockwerke zu gelangen, was bisher, vor allem in der heißen Zeit, viel Schweiß gekostet hat. Der Aufzug ist von der bekannten deutschen Importfirma Bromberg & Co. geliefert und montiert worden.

Paraná und die Brazil Railway Company. Die Erörterung der Landkonzession an die Amazon Land and Colonisation Company in Pará hat auch in anderen Staaten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Landkonzessionen gelenkt. Besonders lebhaft ist die Erörterung in Paraná, wo die Brazil Railway Company große Landstrecken an der São Paulo—Rio Grande-Linie besitzt und auch an ihren anderen Linien beansprucht. Die Konzession, die die Farquhar-Gruppe übernommen hat, war einer der letzten Akte der kaiserlichen Regierung. Am 9. November 1889 wurde nämlich ein Dekret unterzeichnet, durch das dem Ingenieur João Teixeira Soares oder einer von ihm zu gründenden Gesellschaft das Recht zum Bau einer Bahn von São Paulo nach Rio Grande verliehen wurde. Außer anderen Vergünstigungen wurde das herrenlose Land zu beiden Seiten der Bahn bis zu 15 Kilometer Abstand der Gesellschaft überwiesen. Die Konzessionslinien waren: von Itararé nach dem Uruguay und von Imituva nach Guarapuava und der Iguassú-Mündung. Durch die provisorische Regierung erfolgte die Bestätigung dieses Dekretes, das die Regierung von Paraná zu achten hat, da die herrenlosen Ländereien damals noch nicht in das Eigentum der Einzelstaaten übergegangen waren. Die Brazil Railway beansprucht nun aber auch die Ländereien an den Strecken späterer Konzessionen, und diese Forderung wird von der Staatsregierung zurückgewiesen, denn durch die Verfassung der Republik hat sie die Verfügung über die herrenlosen Ländereien erhalten, und sie ist der Ansicht, daß die Konzessionserweiterung dieses ihr Verfügungsrecht nicht beeinträchtigen kann. Damit dürfte sie wohl im Recht sein, und so wird der Brazil Railway nichts übrig bleiben, als auf ihre Ansprüche zu verzichten. Das Land wird dabei keinen Schaden erleiden, denn die Bahngesellschaften haben im allgemeinen bisher noch nichts für die Entwicklung ihrer Landkonzessionen getan, die sie nur zur Gewinnung billigen Brennholzes benutzen und zu Spekulationszwecken für zukünftige Zeiten festhalten.

Großstadtbild. In der Rua Dias da Cruz kam es in der Nacht von Sonntag auf Montag zu einem Revolverkampf zwischen drei jungen Burschen, die in einem in der Nähe liegenden Kaffeehause in Streit geraten waren. Ehe die bei solchen Fällen stets spurlos verschwundene Polizei kam, lag schon einer der Revolverhelden am Boden, während die beiden anderen ihr Heil in der Flucht versucht hatten. Es gelang, die Flüchtlinge einzuholen und hinter Schloß und Riegel zu bringen, während der Verwundete, der durch die Assistencia Publica abgeholt wurde, schwer darniederliegt. Bei einem einigermaßen sicheren und vor allem praktisch verteilten Polizeidienst müßte es doch möglich sein, derartige Vorkommnisse auf ein Minimum zu beschränken. Daß solche Revolver Szenen auch für das unbeteiligte Publikum sehr gefahrvoll werden können, ist klar, da die Streitenden in den meisten Fällen blind darschießen und nicht den treffen, dem die Kugel bestimmt war, sondern irgend einen zufällig Vorübergehenden.

Munizipalwirtschaft. In unserer städtischen Steuerverwaltung muß eine ganz heillose Mißwirtschaft herrschen. Im September 1910 wurde ein in der Rua S. Carlos gelegenes Grundstück zwangsweise versteigert, weil die Steuern nicht bezahlt worden waren. Der Major João de Castro Noval erwarb in jener Versteigerung das Grundstück und ließ die Papiere alsbald in Ordnung bringen. Wie groß war sein Erstaunen, als etliche Monate später das Grundstück nochmals zur Versteigerung ausgeschrieben wurde, im zweiten Ausgebot mit einem

Taxwert von 1:700\$. Der Major packte seine Papiere zusammen und wies den Herren städtischen Beamten nach, daß das Grundstück schon längst versteigert worden sei. Der neue Termin wurde also aufgehoben und Herr Castro Noval glaubte nun Ruhe zu haben. In diesem Glauben wurde er aber gründlich erschüttert, als er dieser Tage das Grundstück zum dritten Male zur Versteigerung ausgeschrieben sah, diesmal zu einem Taxwert von 400\$. Natürlich hat der Eigentümer wiederum Einspruch erhoben und lebt jetzt in der zagen Hoffnung, daß die Bureaukraten sich nun beruhigen werden, nachdem sie glücklich die drei Termine angesetzt hatten, die das Gesetz für Versteigerungen als Höchstzahl vorgesehen hat.

Von unserer Kriegsflotte. Der Breadnought „São Paulo“ ist in Dock gegangen, um, wie man hört, „neu angestrichen“ zu werden. Man darf aber annehmen, daß sich dieses Kriegsschiff im Schwimmdock „Affonso Penna“ zu längeren Aufenthalt werden bequemen müssen, da jedenfalls nicht nur der äußere Anstrich, sondern auch die maschinelle Einrichtung einer Rekonstruktion bedürftig ist. Auch das Schwimmdock „Santa Cruz“ hat Einquartierung bekommen, nachdem es Monate lang das Torpedoboot „Paraná“ schützend umhüllt hatte, nämlich den Bruder dieses Schiffes, „Santa Catharina“, an dem ebenfalls wichtige Reparaturen vorzunehmen sind.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch einen vom Marineminister dem Senat unterbreiteten Gesetzesvorschlag nicht unerwähnt lassen, der zur Beleuchtung der Verhältnisse das Seine beitragen dürfte. Belfort Vieira wünscht, daß neu zu erbauende Kriegsschiffe in den Landeswerften ausgeführt werden sollen, was schon den einen Vorteil der ununterbrochenen Ueberwachung für sich hätte, ganz abgesehen von den Vorteilen wirtschaftlicher Natur, die auch schwer ins Gewicht fallen sollten. Interessant ist dabei, daß sich niemand mehr gegen diesen Vorschlag wehrt, als das Land selbst in seiner Eigenschaft als Werftbesitzer, und dies aus Gründen, die eigentlich ziemlich durchsichtig sind. Werden die Schiffe ausländischen Schiffsbauanstalten in Auftrag gegeben, so fällt nicht die technische Ueberwachung weg, die so manchem schwer werden mag, sondern auch die finanzielle Kontrolle, mit anderen Worten, es ist bedeutend leichter, bei Aufträgen auf neue Kriegsschiffe auch in seine eigene Tasche zu bauen, weil die Summen, die man dem Auslande zahlen muß, unter den verschiedensten Titeln immer wieder erhöht werden können. Im Interesse der ausländischen Industrie ist diese Weigerung der Landeswerften nur zu begrüßen. Auch Deutschland kann sie nur angenehm sein, da die dort gebauten Kriegsschiffe seit der glänzenden Probe deutscher Konens in Argentinien überall in Südamerika Beachtung gefunden haben in Bezug auf Schnelligkeit und Kriegstüchtigkeit im allgemeinen. Die Weigerung dürfte auch im Interesse der Landesverteidigung liegen. Zwar sollte jeder Staat das feste Bestreben haben, so viel wie möglich im Lande selbst zu schaffen und ausländische Hilfe, besonders was Kriegsmaterial anbetrifft, nicht in Anspruch zu nehmen. Aber der Bau moderner Kriegsschiffe ist so kompliziert und schwierig, daß man ihn vorläufig noch nicht unseren heimischen Werften anvertraut sehen möchte.

Marine und Polizeisoldat. Ein netter Beweis für die Disziplinlosigkeit, die in Heer und Marine unter der Mannschaft eingerissen ist, wurde wieder einmal in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag geliefert. Ein Marinesoldat, der vor wenigen Tagen einmal wegen öffentlicher Exzesse von einem Polizeisoldaten energisch zur Ruhe vermahnt worden

war, hatte diesem noch beim Weggehen Rache geschworen. In der heutigen Nacht traf er nun diesen Polizeisoldaten, der zufällig vor dem Justizministerium postiert war, und griff ihn, ehe dieser noch an Verteidigung denken konnte, sofort mit dem Revolver an. Auf den ersten Schuß, der aber sein Ziel verfehlte, eilten sofort Passanten herbei, unter diesen auch ein Offizier des 52. Jägerbataillons, und versuchten, dem Matrosen die Waffe aus der Hand zu reißen und diesen selbst festzunehmen. Der Marinesoldat aber stellte sich mit dem Rücken gegen die Mauer des Gebäudes und gab noch weitere Schüsse ab, einen auch auf den vor ihm stehenden Offizier, der ihn aufforderte, sich gefangen zu geben. Getroffen stürzte der Offizier zu Boden. Durch die anderen Schüsse war inzwischen auch der Polizeisoldat verwundet worden. Nun erst gelang es, den exzedierenden Matrosen festzunehmen und ins Marinehauptquartier abzuführen, wo er hoffentlich seiner strengen Bestrafung entgegengeht. Die beiden Verwundeten wurden von der Assistencia Publica in das Militärlazaret gebracht. Ein Kommentar zu dieser Episode, die in der Bundeshauptstadt sich langsam zu einem gewohnten Schauspiel herausbildet, ist wohl überflüssig, da die Disziplinlosigkeit, an der aber die Offiziere selbst die Schuld tragen dürften, nicht besser illustriert werden kann.

Dona Orsina da Fonseca wurde am Spätnachmittag des Sonnabends unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung auf dem Friedhofe São Francisco Xavier zur letzten Ruhe bestattet. Alle Zeitungen brachten am Sonntag tiefempfundene Nachrufe und man konnte mit Genugtuung konstatieren, daß die politische Stellungnahme der Blätter dabei auch in keiner leisen Andeutung zum Ausdruck kam. Die Trauer war allgemein und die Teilnahme für den Marschall, der seine Gefährtin, mit der er 33 Jahre in glücklicher Ehe verlebt, so plötzlich verlieren mußte, war groß.

Deutsche Kolonialdenkmünze. Der deutsche Kaiser hat eine Kolonialdenkmünze für Teilnehmer an militärischen Unternehmungen in den deutschen Schutzgebieten gestiftet. Nachträglich sollen die Denkmünze die deutschen Teilnehmer an den militärischen Unternehmungen erhalten, die seit der im Dezember 1884 in und bei Kamerun durch S. M. Krenzer „Bismarck“ und „Olga“ ausgeführten Aktion, diese einbegriffen, stattgefunden haben, soweit diese Unternehmungen in den Ausführungsbestimmungen aufgeführt sind. Für die Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen in Ostasien in den Jahren 1900/01 und für die Teilnahme an der Niederwerfung des Aufstandes in Südwestafrika in den Jahren 1904/08, für die bereits besondere Denkmünzen gestiftet worden sind, wird die Denkmünze nicht verliehen. Es kommen in Betracht: I. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, II. Schutztruppe für Südwestafrika, III. Schutztruppe für Kamerun.

Für die Verleihung der Denkmünze ist folgendes bestimmt worden: a) Die Denkmünze erhalten alle Angehörigen des Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine, der Kaiserlichen Schutztruppen sowie der Polizeitruppen in den Schutzgebieten, die an den Unternehmungen teilgenommen haben. b) Die Denkmünze kann auch anderen Personen verliehen werden, die an den Unternehmungen teilgenommen haben. Zur Ausführung des Allerhöchsten Erlasses wird allen denjenigen Personen, auf welche die unter a und b aufgeführten Bestimmungen anwendbar sind und die daher einen Anspruch auf die Denkmünze zu haben glauben, anheimgestellt, sich unter Vorlegung der zum Nachweis ihres Anspruchs erforderlichen Beweisstücke bei dem Kaiserlichen Generalkonsulate in Rio de Janeiro bis zum 1. April

1913 schriftlich zu melden. In dem Gesuche ist folgendes anzugeben: 1. Dienstgrad beim Ausscheiden aus der Schutztruppe; 2. Familienname; 3. Sämtliche Vornamen (Rufname ist zu unterstreichen); 4. Geburtsdatum und Ort (Kreis, Provinz); 5. Truppenteil vor Einstellung in die Schutztruppe; 6. Zeit des Uebertrittes zur Schutztruppe; 7. Ausgeschieden aus der Schutztruppe (am ... zum ... Truppenteil etc.); 8. Jetziger Stand oder Beruf; 9. Jetziger Wohnort; 10. Mitgemachte Unternehmungen, auf Grund deren die Denkmünze beansprucht wird.

Vom Farquhar. Das Farquhar-Syndikat scheint wirklich die Lust zu haben, allmählich Brasilien zu pachten. Jetzt hat es seine Fangarme nach dem Zuckertrust ausgestreckt und dabei sei es von gutem Erfolg begleitet gewesen, denn es befindet sich bereits im Besitze fast aller Zuckerfabriken in Campos. Mit der Zeit werden wir alles, was zum Leben gehört, von Farquhar kaufen müssen. Das Syndikat wird die ganze Fleischlieferung haben, es wird uns die Milch und Butter verkaufen, das Mehl zum Brot wird von ihm gekauft werden müssen, der Zucker ebenfalls und bei seiner Vielseitigkeit ist es gar nicht ausgeschlossen, daß Herr Farquhar auch den Gemüse- und Eierhandel monopolisiert, die Fischergesellschaften aufkauft und es soweit bringt, daß auch die Kartoffeln von ihm bezogen werden müssen. Diese Produkte aus dem Innern werden mit den Farquhar-Bahnen kommen, an der Station wird man sie auf Farquhar-Lastwagen laden und diese werden sie nach den Farquhar-Armazens bringen, die Dienstmägde, die ein dem Farquhar-Syndikat hirtetes Bureau der Herrschaft zugeführt hat, werden in diesen Armazens ihre Einkäufe machen, der irgendetwie zum Farquhar in Beziehung stehende Dienstmann wird die Ware nach dem Hause tragen, das einer Farquhar unterstellten Baugesellschaft gehört und dort wird man das Essen mit Farquhar-Kohle oder mit Farquhar-Gas kochen und am Abend wird über dem Eßtisch elektrisches Licht brennen, für das man natürlich Farquhar die Rechnung bezahlen wird. Die Stiefväter des Vaterlandes werden aber nach wie vor Schutzzöllner sein, denn sie werden die Ueberzeugung, daß die nationale Produktion im allgemeinen und die nationale Industrie im besonderen gefördert werden, aus dem unbedeutenden Grunde, daß sie von einem ausländischen Syndikat monopolisiert ist, nicht ändern.

Geflügelzucht im Staate Rio de Janeiro. Aus der Botschaft des Staatspräsidenten von Rio de Janeiro, Dr. Oliveira Botelho, geht hervor, daß die Geflügelzucht in diesem Staate einen großen Aufschwung genommen hat und eine nicht unbedeutende Stellung in der landwirtschaftlichen Produktion einnimmt. Im Jahre 1904 gelangten zur Ausfuhr (wohl fast durchweg nach der Bundeshauptstadt) Eier im Gewicht von 1.047.446 Kilo. Diese Ausfuhr stieg im Jahre 1911 auf 1.568.231 Kilo. Das ist in 7 Jahren eine Steigerung von 50 Prozent. Die Ausfuhr von Geflügel stieg von 1.287.396 Kilo im Jahre 1904 auf 1.595.897 Kilo im Jahre 1911, also um 23 Prozent. Der Gesamtwert der Ausfuhr des Staates betrug im Jahre 1911 109.956:639\$369, wovon 79.534:240\$760 auf Produkte des Pflanzenreichs, 11.539:354\$513 auf Produkte des Tierreichs, 6.900:566\$096 auf Produkte des Mineralreichs und 11.982:532\$000 auf Industrieerzeugnisse. Von den tierischen Produkten entfiel fast ein Drittel (für 3.164:128\$000) auf Geflügel und Eier. Die Steigerung des Exports von Produkten der Geflügelzucht war nicht stetig, wie aus nachstehenden Zahlen für die einzelnen Jahre hervorgeht (in kg): 1904 — 1.287.396, 1905 — 1.229.863, 1906 — 1.214.338, 1907 — 1.158.105, 1908

— 1.366.781, 1909 — 1.294.374, 1910 — 1.342.874, 1911 — 1.595.897. Diese Ausfuhr brachte im Jahre 1911 de Staate an Steuern 125:871\$764 ein. Für Eier sind die Zahlen: 1904 — 1.047.446 kg, 1905 — 1.136.540, 1906 — 1.058.291, 1907 — 1.153.082, 1908 — 1.287.372, 1909 — 1.334.214, 1910 — 1.419.123, 1911 — 1.468.321. Hierfür erhob der Staat an Steuern im Jahre 1911 73:415\$576. Somit trug die Geflügelzucht zu seinen Einnahmen mit rund 200 Contos bei. Interessant ist übrigens, daß auch in diesen Exportziffern die schwere wirtschaftliche Depression zu Tage tritt, die Brasilien in den Jahren 1905—1907 durchzumachen hatte. 1904 konsumierte die Bundeshauptstadt relativ mehr Eier und Geflügel als in den nächsten Jahren. Erst die Besserung der Lage von 1908 ab ließ den Konsum wieder zunehmen. Wenn man überlegt, daß von rationeller Geflügelzucht im Staate Rio eigentlich noch nicht die Rede sein kann, dann reden die beträchtlichen Exportzahlen eine besonders deutliche Sprache: sie zeigen, aus welchem Gebiete der kleine Landwirt der der Bundeshauptstadt nahen Landesteile durch intensive Arbeit verhältnismäßig große Gewinne erzielen kann. Sie mahnen aber auch die Regierenden an die Pflicht, durch Belehrung und durch Erleichterung des Bezugs guter Rassetiere dazu beizutragen, daß diese Quelle des Wohlstandes für den kleinen Mann immer reichlicher fließt.

Eine Illustration zur Fleischteuerung. Wir haben schon erwähnt, daß die Steigerung der Fleischpreise die merkwürdige Folge hatte, auch die Preise für Fische in die Höhe zu treiben, obwohl doch unsere Gewässer vorläufig noch geradezu unbegrenzte Grenzen von Fischen darbieten. Nun kommt aus der Stadtverordneten-Versammlung eine Nachricht, die einen Plan enthüllt, auch das Geflügel zu verteuern. Es hat sich ein Unternehmen konstituiert, das die Geflügelmast betreiben und die gemästeten Tiere geschlachtet auf den Markt bringen will. Die Beteiligten haben nun eine Konzession erbeten, die ihnen das Monopol für den Handel mit geschlachtetem Geflügel verleihen würde! Sie wären also dann in der Lage, die Preise beliebig hoch anzusetzen. Hoffentlich lehnt die Kammer das Gesuch ab, zu dessen Genehmigung nicht der mindeste Grund vorliegt. Sonst kommen wir nächstens auch noch zu einem Monopol für den Handel mit schwarzen Bohnen und mit Mandiocamehl. Aber der Fall zeigt, auf welche Weise die Preise für Lebensmittel in die Höhe getrieben werden sollen.

Anerkennung. Eine ehrende Anerkennung ist Herrn Hermann Gutsch, unserem geschätzten Violinisten und Musiklehrer, durch die Academie de Musique in Genf zu teil geworden. Eine Schülerin des Herrn Gutsch, Fräulein Lilly Huber, hat das Aufnahmeexamen in der Akademie mit Auszeichnung als Erste bestanden. Das hat die Akademie veranlaßt, an Herrn Gutsch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben zu richten, in dem sie ihm ihre Anerkennung für seine erfolgreiche Lehrtätigkeit ausspricht.

Militärrevolte in Matto Grosso. In Corumbá hat das dort stationierte 13. Infanterieregiment revoltiert. Glücklicherweise hat der Inspektor der Region, General Mendes de Moraes, noch rechtzeitig von dem Plane erfahren, und so hat man die Bewegung noch rechtzeitig unterdrücken können. Chef der Rebellion war der Hauptmann Tiburcio Ferreira de Souza, der gefangen genommen wurde. Wieviel Mann bei dem Kampfe gefallen sind und was die Rebellen wollten, ist nicht bekannt.

Belfort Vieira. Vor geraumer Zeit schon sikerten Gerüchte über den bevorstehenden Rücktritt dieses Ministers durch, die heute von neuem wieder

einsetzen. Diesen Gerüchten zufolge soll sich der Marineminister nun doch ernstlich mit dem Gedanken tragen, sich seiner geschwächten Gesundheit wegen ins Privatleben zurückzuziehen. Es ist wohl klar, daß der eigentliche Grund dieser Absicht nicht allein in dem angegriffenen Gesundheitszustand des Ministers, sondern vielmehr in den allgemeinen unerquicklichen politischen Verhältnissen zu suchen ist, die es wohl jedem verleiden, im Amte zu bleiben. Die Gerüchte stützen sich vor allem auf die erfolgte Rückkehr des Admirals Baptista Franco, der zwecks Inspektion der Flußflottille in Matto Grosso geweiht hatte, da man allgemein in diesem Manne den Nachfolger Belfort Vieiras erblicken will. Es gibt wohl kein Land, in dem die Minister so oft wechseln, wie gerade in Brasilien, was jedenfalls nicht im Interesse einer wirklich guten Leistung gelegen sein kann, weil fast jeder Minister und Direktor, kaum daß er sich in seine neuen Aufgaben etwas eingearbeitet hat, unter dem Drucke der Situation gezwungen ist, seine Demission einzureichen.

Subventionierte Dampferlinie zwischen Italien und Brasilien. Bekanntlich haben der Bund und der Staat S. Paulo mehreren italienischen Dampfergesellschaften eine Subvention für den Betrieb einer direkten Dampferlinie zwischen italienischen und brasilianischen Häfen gewährt. Einer telegraphischen Nachricht des brasilianischen Konsuls an den Landwirtschaftsminister zufolge ist der erste Dampfer der subventionierten Linie, „Brasile“, bereits von dort nach Brasilien im See gegangen. Der Dampfer wird am 15. ds. in Rio eintreffen. Der Terminus der Linie ist Santos.

Oelfeuerung. So ziemlich unbeachtet ist die Zeitungsnotiz geblieben, wonach der Lloyd dampfer „Purús“ in New York für Oelfeuerung eingerichtet wurde. Der Dampfer nahm in Boston 600 Tonnen rohes Mineralöl ein. Die Oelfeuerung hat sich auf der Reise von dort nach Rio glänzend bewährt. Es wurde mit ihr der Kohlenfeuerung gegenüber eine erhebliche Ersparnis erzielt, ganz abgesehen davon, daß das Schiff viel reinlicher gehalten werden konnte und die Verschmutzung aller Räume, wie sie bei der Einnahme von Kohlen entsteht, fortfiel. Der Kapitän des „Purús“ äußerte sich sehr befriedigt über die mit der Oelfeuerung getätigten Resultate.

Die Direktion des Lloyd hat demzufolge beschlossen, weitere sieben Dampfer für Oelfeuerung einzurichten.

Nach „Times of Argentina“ ist die Einführung des Dieselmotors auf den zwischen Europa und dem La Plata fahrenden Passagierschiffen nur noch eine Frage der Zeit. Der Beschleunigung der Ueberfahrt zwischen Europa und dem südlichen Südamerika steht dem Blatte zufolge hindernd im Wege, daß Dampfer, welche mehr als 20 Seemeilen in der Stunde zurückzulegen vermögen, insofern unrentabel sind, als sie in Rücksicht auf die große Distanz eine große Menge Kohlen einnehmen müssen und dadurch ein im Verhältnis zur Gesamträume viel zu grosser Raum von den Kohlenbunkern eingenommen wird. Dieser Uebelstand würde bei Benutzung von Dieselmotoren fortfallen. „Times of Argentina“ sehen voraus, daß Dieselmotorschiffe im südatlantischen Verkehr früher eingeführt werden als im nordatlantischen. Tatsächlich hat die Johnson-Linie bereits mehrere Schiffe mit Petroleumheizung für die südamerikanische Fahrt in Auftrag gegeben.

Um die Herrschaft im südatlantischen Ozean

Mit der rapiden wirtschaftlichen Entwicklung des südamerikanischen Kontinents hat natürlich auch die Schifffahrt im südatlantischen Ozean einen bedeutenden Aufschwung genommen. Nächste den großen Völkerstraßen zwischen Europa und Nordamerika und Europa und dem fernen Osten ist die Route Europa-Südamerika am belebtesten. Sie würde es noch viel mehr sein, wenn die Bevölkerungsdichtigkeit in den südamerikanischen Ländern eine größere wäre und deren Regierungen früher den Nutzen der Kolonisation erkannt hätten. Relativ, d. h. im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer, ist beispielsweise der Gütertausch zwischen Argentinien und Europa von größerem Belang als der zwischen den Vereinigten Staaten und der alten Welt. Brasiliens Produktion und seine Aufnahmefähigkeit für europäische Industrieerzeugnisse stehen hinter Argentiniens Produktion und Aufnahmefähigkeit zurück, indes macht auch Brasilien gewaltige wirtschaftliche Fortschritte. Freilich wird es den Vorsprung, den Argentinien in Hinsicht auf das Quantum der Produktion hat, in absehbarer Zeit wohl kaum einholen, weil Klima und Boden Brasilien mehr auf die Hervorbringung von Produkten hinweisen, die mehr durch ihren Wert als durch ihre Menge ins Gewicht fallen. Eine Aenderung zugunsten Brasiliens könnte allenfalls infolge einer starken Eisenerzausfuhr eintreten, die uns allerdings noch in weiter Ferne zu liegen scheint, wemgleich es nicht ausgeschlossen ist, daß brasilianisches Eisenerz früher oder später einmal auf dem Weltmarkte erfolgreich konkurrieren kann.

Ein besonders scharfer Wettbewerb in der südatlantischen Schifffahrt macht sich in den letzten zwei Jahren bemerkbar. Bis dahin behaupteten die alten regelmäßigen deutschen, englischen, französischen und italienischen Dampferlinien ziemlich unbestritten das Feld. Eine schwache Konkurrenz machten ihnen zwar die österreichisch-ungarischen und spanischen Linien, sie kam aber um so weniger in Betracht, als die österreichisch-ungarischen und spanischen Dampfer sich auf die Bewältigung des nicht sehr bedeutenden Güter- und Personenverkehrs zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Südamerika einerseits sowie Spanien und Südamerika andererseits beschränkten. Im Güterverkehr wurde den großen Linien allerdings zeitweilig der Wettbewerb der Outsider unbequem, namentlich in der Verfrachtung argentinischer Landesprodukte, die Einlegung solcher Outsider war aber notwendig, weil die Liniendampfer für die Bewältigung des Frachtgeschäftes nicht ausreichend waren und von den Linien häufig große Frachtdampfer von anderen Reedereien gechartert werden mußten. Eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz, besonders im Personenverkehr, erwuchs den alten Linien zunächst durch den Königlich Holländischen Lloyd, der in richtiger Erkenntnis der Schwäche der deutschen Linien, die in der Langsamkeit ihrer Dampfer bestand, Schiffe mit bedeutend größerer Fahrgeschwindigkeit in den Dienst stellte. Der Erfolg, den der Holländische Lloyd in der kurzen Zeit seines Bestehens errungen hat, ist außerdem noch auf das Konto der günstigen Lage des Ausgangshafens, Amsterdam, zu setzen, der inmitten des größten Industrie- und Verkehrszentrums des europäischen Kontinents liegt. Mit der Gründung der Austro-Americana trat eine wesentliche Verbesserung des Dampferverkehrs zwischen Oesterreich-Ungarn und Südamerika ein. Ist die Austro-Americana den

deutschen Linien auch auf dem Gebiete des Güterverkehrs nicht gefährlich, so leitet sie doch einen Teil des deutsch- bzw. österreichisch-südamerikanischen Personenverkehrs ab. Im nordisch-südamerikanischen Verkehr erlitten die deutschen Linien durch die schwedische Johnson-Linie Einbuße. Andererseits verschärfte sich im Personenverkehr die Konkurrenz der Royal Mail durch ihre Verschmelzung mit der Pacific Steam Navigation, was allerdings einigermaßen durch Errichtung der Schnelldampferlinie Hamburg-Buenos Aires neutralisiert wurde. Neuerdings sind auch die Franzosen aus ihrer Lethargie erwacht, indem an die Stelle der altersschwachen Messageries Maritimes die lebensfrische Sud-Atlantique trat. Ihre Dampfer sind mit Ausnahme des „Kaiser Franz Josef I.“ der Austro-Americana zurzeit die schnellsten der zwischen der alten Welt und Südamerika verkehrenden Schiffe.

Im Personenverkehr geschieht den deutschen Dampfern noch ziemlicher Abbruch durch die schnellen Fahrzeuge der italienischen Linien, hauptsächlich des Lloyd Sabaudo. Viele deutsche Reisende ziehen die Dampfer des Lloyd Sabaudo denen der Hamburger Linien vor, weil sie sehr viel schneller als die Hamburger fahren, der Ausgangshafen Genua mit seiner ausgezeichneten Bahnverbindung via Gotthardtunnel sehr bequem liegt und die Fahrt im Mittelmeer weit angenehmer ist als im Golf von Biscaya und in der Nordsee, zumal im Winter.

Die deutsch-südamerikanischen Dampferlinien haben von jeher immer viel mehr Wert auf das Fracht- als auf das Personengeschäft gelegt und auch mit gutem Grunde, denn der Güterverkehr ist ungleich rentabler als der Personenverkehr. Da außerdem bis vor wenigen Jahren die Südamerikaner romanischer Abstammung nicht viel reisten, so lag auch für die deutsch-südamerikanischen Dampfergesellschaften kein besonderes Bedürfnis vor, das Personengeschäft mehr zu kultivieren. Jetzt hat die Südamerikaner aber ein richtiges Reisefieber erfaßt. Die besser situierten Brasilianer und Argentinier müssen mindestens einmal in Europa gewesen sein, wenn sie gesellschaftlich für voll angesehen werden sollen. Diesen veränderten Verhältnissen müssen die deutschen Linien unbedingt Rechnung tragen, wenn sie nicht aus dem Personengeschäft verdrängt werden wollen. Die unternehmenden und weitausschauenden Hanseaten sind gewiß nicht zum „Rasten und Rosten“ veranlagt, und so war das stärkere Hervortreten der hanseatischen Großreedereien im südamerikanischen Personengeschäft nur eine Frage der Zeit. Sie werden den Vorsprung der Konkurrenz in diesem Zweige sicherlich bald eingeholt haben und in kurzer Zeit im südatlantischen Personenverkehr eine ebenso prominente Stellung einnehmen wie im nordatlantischen. In dieser Annahme werden wir bestärkt durch das zielbewußte Vorgehen der in Interessengemeinschaft stehenden Hamburg-Amerika-Linie und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Den ersten entscheidenden Schritt zur Erlangung einer stärkeren Stellung im südatlantischen Personenverkehr taten die beiden großen Unternehmen mit der Errichtung der Personendampfer-Linie Hamburg-Buenos Aires. Die älteren Dampfer dieser Linie sind den älteren der Royal Mail in Bezug auf Komfort und luxuriöse Einrichtung mindestens ebenbürtig, in Bezug auf die Fahrgeschwindigkeit sind sie ihnen aber überlegen, da sie im Durchschnitt eine Seemeile mehr in der Stunde zurücklegen. Die neuen Royal Mail-Dampfer haben die Differenz eingeholt, sie sind jedoch schon übertrumpft in jeder Hinsicht durch die „Cap Finisterre“, der bald zwei Schwesterschiffe folgen werden. Dieser neue Typ „Cap“-Dampfer ist über-



haupt primus inter pares. Wenn er auch hinsichtlich der Fahrgeschwindigkeit die Typen der zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten fahrenden Schnelldampfer noch lange nicht erreicht, so verhält er sich doch den älteren gegenüber wie ein Schnellzug zu einem Bummelzug. „Cap Finisterre“ führt drei Klassen, es ist somit auf die Mittel und Ansprüche der verschiedenen Kategorien von Reisenden die weitestgehende Rücksicht genommen. Mit dem Zweiklassensystem, an dem früher die Hamburg-Amerika-Linie und die Hamburg-Süd in der südamerikanischen Fahrt so starr festhielten, scheint man gründlich gebrochen zu haben. Und es war auch die höchste Zeit, daß dieses konservative Festhalten aufhörte. Die Hamburg-Süd hat jüngst ihr Kapital auf 25 Millionen Mark erhöht. Diese Erhöhung wurde von der Direktion der Gesellschaft als ein bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des Unternehmens bezeichnet, und er ist es auch in der Tat, denn die Erhöhung demonstriert, daß die Hamburg-Süd auf der Höhe ihrer Aufgabe steht und frisch und fröhlich den Kampf mit der verschärften Konkurrenz aufnimmt. In ihrer eigentlichen Domäne, dem Frachtgeschäft, sucht die Hamburg-Süd ihre führende Stellung zu behaupten. Sie hat zwei große Frachtdampfer von je 9000 Tonnen in Auftrag gegeben. Damit genügt sie allerdings der enorm steigenden Nachfrage nach Räumten im deutsch-südamerikanischen Güterverkehr noch lange nicht und sie wird in sehr flottem Tempo ihre Frachtdampferflotte vergrößern müssen, wenn sie den Ansprüchen der Verschiffer gerecht werden will. Immer mehr sind diese wegen der ungenügenden Zahl von regelmäßig fahrenden Frachtdampfern gezwungen, sogenannte „Tramps“ zu benutzen, was viele Schattenseiten hat, wie aus folgenden Ausführungen der „Deutschen Export-Revue“ hervorgeht. Das Blatt schreibt:

„Seit mehreren Monaten haben sich bekanntlich abwechselnd Antwerpener Schiffahrtfirmen die Aufgabe gestellt, Dampfer nach den Haupthäfen Brasiliens und Argentiniens laufen zu lassen. Selbst die wärmsten Anhänger dieser gegen den südamerikanischen Schiffahrtspol gerichteten Bestrebungen werden nicht behaupten wollen, daß es sich um eine „Linie“ bezw. um ein Unternehmen handle, das irgendwie für eine regelmäßige Verschiffung Sorge.

Die Notierungen, die von den Antwerpener Spekulanten ausgegeben werden, unterbieten die Polraten um ein Bedeutendes. Man kann es somit als eine normale Aeußerung der kaufmännischen Psyche bezeichnen, wenn viele Verloader es mit sehr gemischten Gefühlen begrüßten, daß jene Firmen, die durch die Rabattkontrakte an den Pol nicht gebunden waren, diese äußerst billigen Verschiffungsgelegenheiten benutzten, um ihre Waren zu Raten nach Südamerika zu schaffen, die sich um zwei Drittel billiger stellen, als die Frachtnotierungen der Syndikatslinien.

Aber der Antwerpener Dienst hat auch starke Schattenseiten, die, die Gerechtigkeit erfordert es, einer Besprechung unterzogen werden müssen. Vor allem liegt die Tatsache vor, daß diese Antwerpener Dampfer niemals die angekündigten Abfahrts-tage einhalten. Es sind sogar sehr empfindliche Verzögerungen an der Tagesordnung und das bei einer sage und schreibe einmonatlichen Abfahrt, während die Konferenzlinien ihren Verladern jede Woche Abfahrten bieten. Ist der Antwerpener Dampfer glücklich abgefahren, dann muß mit einer Fahrzeit von beiläufig 50 Tagen gerechnet werden. Die Konferenzdampfer legen die Reise um die Hälfte schneller zurück.

Die Schwierigkeiten bei der Ausladung in den süd-

amerikanischen Häfen sind teilweise für diese Outsider behoben, d. h. sie sind nicht so arg als zur Zeit des Beginnens der Fahrten. Aber immerhin muß mit einer viel langsameren Ausschiffung gerechnet werden, als mit der, die sich die regelmäßigen Liniendampfer in den Bestimmungshäfen sichern.

Berücksichtigt man, daß die südamerikanischen Empfänger, insbesondere zur Zeit des lebhaften Geschäftsganges, also gegenwärtig, ihre Waren dringend benötigen, so wird man zu der Erkenntnis kommen, daß die Frachtersparnis zwar eine bedeutende bei Benutzung der Antwerpener Konkurrenz ist, daß aber jede Kalkulation über Abfahrts- und Ankunfts-tag unmöglich ist.

Wir wollen über die Ereignisse, die so nachteilig in den Fahrplan der Syndikatsgegner eingreifen, nichts sagen, aber es muß als ein großer Uebelstand bezeichnet werden, wenn selbst die für jeden Monat angekündigte Abfahrt Verzögerungen von vielen Wochen erleidet. Man wird daher nicht mit Unrecht voraussagen dürfen, daß bei einer derartigen Organisation des Antipoldienstes die Antwerpener Unternehmer sich nicht wundern dürfen, wenn die Verloader nach und nach doch ihren Vorteil bei den Konferenzlinien besser gewahrt finden.

Es kann Verladern wie Empfängern daher nur willkommen sein, wenn der Mangel an regelmäßigen Linien-Frachtdampfern so bald wie möglich behoben wird.

Sind einerseits die an der deutsch-südamerikanischen Dampfschiffahrt beteiligten Hamburger Großreedereien auf das eifrigste bestrebt, auf der Höhe zu bleiben, so mußte man andererseits dieses Bestreben bisher bei der großen Bremer Schiffahrtsgesellschaft, dem Norddeutschen Lloyd, bedauerlicherweise vermissen. Dabei ist der Norddeutsche Lloyd fast ebenso kapitalkräftig wie die beiden verbündeten Hamburger Dampferlinien. Nun ist zwar der Bremer Kaufmann nicht so wagemutig wie der Hamburger und in seinen geschäftlichen Gepflogenheiten viel konservativer als dieser, aber das allein erklärt das Zurückbleiben des Norddeutschen Lloyd im südamerikanischen Geschäft noch nicht zur Genüge. Der Hauptgrund dafür muß u. a. darin gesucht werden, daß der Norddeutsche Lloyd einige von der Reichsregierung subventionierte Linien unterhält und die Subventionierung erfahrungsgemäß den Unternehmungsgest und die Tatkraft im Reedereifach hemmt, wie es z. B. bei den französischen Messageries Maritimes so eklatant zutage tritt. Erfreulicherweise ist nunmehr auch der Lloyd durch den schärferen Wettkampf in der südatlantischen Dampfschiffahrt zu erhöhter Kampflust angespornt worden und sichtbar bemüht, seine geschwächte Position zu befestigen. Das Unternehmen hat vier Dampfer für die südamerikanische Passagierfahrt, „Sierra Ventana“, „Sierra Nevada“, „Sierra Cordoba“ und „Sierra Salvada“ in Bau gegeben, von denen die „Sierra Ventana“ schon im Januar k. J. die Reise von Bremerhafen nach Südamerika antritt. Die Schwesterschiffe werden sofort nach ihrer Fertigstellung und zwar das letzte spätestens im März in Dienst gestellt. Außerdem werden in der Linie noch die Dampfer „Coburg“ und „Eisenach“ verwendet. Die Fahrten sollen einstweilen in halbmonatlichen Intervallen erfolgen. Von brasilianischen Häfen soll vorläufig nur Rio de Janeiro auf der Auswie auf der Rückfahrt angelaufen werden. Der Endhafen der Linie: die man wohl als Schnelldampferlinie bezeichnen darf, ist Buenos Aires. Die Dampfer werden drei Klassen führen. Man kann voraussagen, daß sie sich ebenso die Gunst des reisenden Publikums erobern werden, wie die Dampfer der Hamburg-Buenos Aires-Linie sie sich schon er-

obert haben. Amerikanermaßen sind die Reisen an Bord der Lloydampfer ja vortrefflich aufgehoben. Es herrscht auf ihnen militärische Ordnung, eine Ordnung, die man sonst nur noch auf den Hamburger Dampfern trifft. Wir können den Lloyd zur Errichtung der Linie nur beglückwünschen. Bei dem Massenandrang von Reisenden — die Plätze auf allen Linien-Passagierdampfern müssen in der Regel schon monatelang vorher belegt werden — wird auch der finanzielle Erfolg nicht ausbleiben. Zu bedauern ist nur, daß Santos vom Lloyd stiefmütterlich behandelt wird. Notorisch benutzt mindestens die Hälfte aller brasilianischen Reisenden Santos als Einschiffungs- und Ausschiffungshafen.

Es muß jeden Deutschen und besonders die zahlreichen in Südamerika ansässigen Landsleute mit Stolz erfüllen, daß die deutschen Großreedereien der wirtschaftlichen Bedeutung Südamerikas und seiner phänomenalen wirtschaftlichen Expansionskraft das richtige Verständnis entgegenbringen und bestrebt sind, der deutschen Schifffahrt im südatlantischen Ozean zu demselben Ansehen zu verhelfen, wie sie es verdientermaßen schon so lange im nordatlantischen genießt. Die schwarz-weiß-rote Flagge wird zwar im Südatlantik den Union-Jack nicht sobald aus seiner dominierenden Stellung verdrängen, aber hoffentlich wird sie in nicht allzu ferner Zukunft mit diesem auch hier die Wellen beherrschen.

Deutschland und die türkischen Niederlagen in der Presse.

Von Major a. D. Wangemann - Berlin.

Zu dem Thema von den türkischen Niederlagen und dem Werte der deutschen Instruktion und der deutschen Geschütze, das wir schon mehrfach erörtert haben, bringt Herr Major Wangemann noch einige neue wichtige Gesichtspunkte bei, namentlich was die Geschütze anbelangt. Wir glauben daher, daß auch seine Ausführungen das Interesse unserer Leser finden werden. Herr Major Wangemann schreibt:

Der bisherige Kriegsverlauf ist für die Türkei recht unglücklich gewesen. Die Gründe dafür sind zahlreich und naheliegend. Wie es im „Tag“ sehr hübsch dargelegt ist, haben die türkischen Revolutionäre nicht die Zeit gehabt, aus dem Phrasenschwall den konstitutionellen Staat zu entwickeln; die politisierende Soldateska hat die Armee herabgedrückt; Mobilisierung und Aufmarsch der türkischen Truppen waren noch nicht beendet, als die türkische Indolenz durch den Elan der Verbündeten überrascht und überwunden wurde.

Die Franzosen frohlocken und suchen die Ereignisse nach Kräften zum Nachteil Deutschlands auszuschlachten. Deutsche Lehrmeister, deutscher Geist, deutsches Kriegsmaterial sollen an allem schuld sein, und namentlich letzteres wird mit meisterhaftem Zielbewußtsein „in die Köpfe hineingehämmert“.

Leider haben einige deutsche Zeitungen selbst — ohne es zu wollen — eine Handhabe dazu geboten. Als z. B. die „Agence Bulgare“ vom 23. Oktober die ersten größeren bulgarischen Siege meldete und sie zum Teil dem Verhalten der türkischen Artillerie zuschrieb, die schlecht geleitet worden sei, ist bei uns in leicht mißverständlicher Weise darauf hingewiesen worden, daß die Bulgaren französische, die Türken dagegen deutsche Geschütze hätten. Dies haben sich unsere Feinde vom internationalen Pressezusammenhang — wie die „Köln. Ztg.“ sagt — nicht entgehen lassen: „Berlin in Aufregung über

die türkischen Niederlagen; der Kampf der deutschen und französischen Waffen“ heißt ein Artikel der „France Militaire“, der in dem hochtönenden Satze ausklingt: „Tief empfindet man in Deutschland die militärische Niederlage dieser Armee, die von Preußen ausgebildet und mit Kruppschen Kanonen bewaffnet ist“, und der „Temps“ behauptet mit Bezugnahme auf obige Äußerungen sogar, daß der Ruf der deutschen Artillerie von deutschen Blättern selbst in Frage gestellt sei. Die eigene Begeisterung riß dann die Franzosen noch weiter. Ein Korrespondent der französischen Zeitung „Le Journal“ läßt sich von dem Vetter des Königs von Serbien sagen: „Eure Kanonen sind verblüffend (épantants), neben ihnen existiert die türkische Artillerie einfach nicht mehr!“ Gegen solche bodenlose Uebertreibung ist mit Vernunft nicht anzukämpfen. Zwar ist es verständlich, wenn der „Vorwärts“ daraufhin meint, es sei nun die Legende von der Ueberlegenheit der türkischen Artillerie mit ihrem zum größten Teile deutschen Material zerstört, jedoch es fehlt gegen das deutsche Material jede positive Angabe! Es offenbart sich hier wiederum der merkwürdige Kreislauf: aus Berlin lassen sich französische Zeitungen deutschfeindliche Nachrichten nach Paris telegraphieren, und von dort kommen sie uns „durchgesehen und ergänzt“ zurück. Eine deutsche Telegraphenagentur versandte dieser Tage an die Zeitungen solche Nachrichten aus Paris, in denen behauptet wurde, daß die Kruppsgeschütze der Türken in jeder Beziehung schlechter als die französischen Creusotgeschütze seien und sogar die Kanonen der beiden vor zwei Jahren von der Türkei in Deutschland gekauften Kriegsschiffe unbefriedigend seien, woraus es sich erkläre, daß die Beschießung von Varna erfolglos geblieben sei. Die deutschen Zeitungen haben sich diesmal nicht fangen lassen, und die deutschfeindlichen unwahren Nachrichten aus Paris mußten ihre Zuflucht in englischen Zeitungen suchen. Zweifellos haben die Kanonen der beiden alten Kasten, den Umständen entsprechend, unter denen sie verwendet wurden, ihre volle Schuldigkeit getan; daß die Türken die Beschießung von Varna nicht fortführten, hatte bekanntlich ganz andere Gründe.

Die Taktik der Franzosen, mit Schlagworten zu arbeiten, hinter denen nichts steckt, zeigt sich wieder einmal hier in hellstem Lichte. Die deutschen Geschütze von 1870 haben bekanntlich nicht versagt. Die Franzosen haben — obwohl sie als erste das Rohrrücklauf-Feldgeschütz einführten — noch heute kein geeignetes Geschütz für ihre reitende Artillerie und sind im Begriff, hinsichtlich der Feldhaubitze in die deutschen Fußstapfen zu treten. Die Geschütze der deutschen Industrie sind, in scharfem Wettbewerb mit den französischen, in weitaus bedeutenderem Maße als diese auf der ganzen Welt zur Einführung gelangt. Noch neuerdings ist ihrem Verhalten im tripolitanischen Feldzug durch den Mund des Generals Manzoli im „Esercito Italiano“ in präziser, sachkundiger Weise das höchste Lob gespendet worden. Und vom gegenwärtigen Kriegsschauplatz sogar liegen Äußerungen vor, die unmöglich wären, wenn das gesamte türkische Artilleriematerial wirklich schlecht wäre. So meldete z. B. ein Drahtbericht der „Frankfurter Zeitung“ einen sehr heftigen Kampf zwischen Bulgaren und Türken bei Domustere in der Gegend von Kotschana, wobei die Ueberlegenheit der türkischen Artillerie sich glänzend geltend machte. Die Bulgaren erlitten schwere Verluste und mußten ihre Stellung räumen. Selbst nach einer ganz in französischem Sinne ausgebeuteten Äußerung des serbischen Kriegsministers

wurden die Kruppschen Feldkanonen von diesem als sehr gut bezeichnet, und dasselbe Urteil findet sich in einer Drahtmeldung der „Köln. Ztg.“ aus Belgrad vom 31. Oktober. Uebrigens vergassen die vorhin erwähnten französischen Reklameartikel gänzlich, daß Bulgarien auch deutsche Geschütze führt, nämlich moderne Rohrrücklauf-Gebirgskanonen, und namentlich, daß es größtenteils Kruppsche Munition verwendet!

Wie den Lesern bekannt, sahen sich auch italienische Blätter veranlaßt, die Ruhmredigkeit der französischen Blätter zurückzuweisen, die behauptet haben, die Bulgaren hätten durch französische Kampfweise ihre Siege errungen. Sehr viele bulgarische Offiziere seien aus der Turiner Kriegsschule hervorgegangen, so General Fitscheff, der Chef des Generalstabes, General Dimitrieff, der Sieger von Kirkkilisse, General Ivanoff, der Befehlshaber der 1. Armee vor Adrianopel, und General-Kavallerie-Inspektor Nazlumoff. Das gleiche gelte für zahlreiche serbische und montenegrinische Offiziere.

Ein anderes angesehenes Auslandsblatt, die englische „St. James-Gazette“, die die „Kölnische Zeitung“ zitiert, wendet sich ebenfalls gegen das deutschfeindliche französische Gerede. Die Verbündeten waren nicht nur bereit, sondern auch gewillt, wohngegen die Türken weder als kriegsbereit, noch soünderlich willig hätten bezeichnet werden könnene. Es ist abgeschmückt, den Sieg auf Waffenmuster zurückzuführen, wo die Menschenmuster so auffalleud in die Augen fallen.

Bei Kirkkilisse hat offenbar vor den tapferen Bulgaren die türkische Disziplin versagt; nach einer Lesart ist die Munition ausgegange. Eine deutsche Zeitung hat daran erinert, daß der von Verfolgungswältn gepeitschte frühere Sultan 'Abdul-Hamid niemals Uebungen mit scharfeⁿ Patronen gestattet und daß die deutscheⁿ Offiziere in ihrer Reformarbeit gerade durch den Mann gehemmt wurden, der sie herangezogen hatte, sodaß sie große Enttäuschungen erlebteⁿ.

Es muß daher mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden, wenn in der französischeⁿ Presse mit Bezug auf die gegenwärtigen Ereignisse die Behauptung aufgestellt wird, es rechtfertigten sich in der Türkei die Warnungen vor der Freundschaft, der Ausbildung, den Ratschlägen und dem Kriegsmaterial aus Deutschland. Es dürfte für jeden Einsichtigen sich aus der obigen Uebersicht ergeben, welchen Beweggründen die französischen Angriffe entspringen, und auch, wie recht eine deutsche Zeitung hatte, die kürzlich sagte, die Freude der Pariser über Deutschlands angebliche militärische Niederlage auf dem Kriegsschauplatz zerrinne bei näherem Zusehen in nichts als Redensarten. Zum Schluß möchten wir nochmals vor denjenigen Presseagenturen warnen, die uns mit solchen deutschfeindlichen Phrasen versorgen. Wie unlängst eine deutsche literarische Zeitschrift sagte, sollte man solche Geschäftsleute „bei den Ohren aus ihrem Tintenfaß ans Licht ziehen, um sie ihrer Leichtfertigkeit willen wie eine Blattlaus zu zerquetschen, im Bewußtsein, ein allen braven Journalisten wohlgefälliges Werk zu tun.“

Brief aus Albanien.

Skutari, am 1. Oktober 1912.

Den Anlaß zu diesen Zeilen gaben Sie selbst, oder vielmehr der Artikel „Aus dem europäischen Wildparke“ in Ihrem geschätzten Blatte vom 3. und 4. Juli a. c., in welchem Herr Karl Weil sehr zutreffend

und faßlich Ihrem werten Leserkreise ein Bild des heutigen Albanien und die Ursachen der vielen Unbillen und unhaltbaren Zustände geschildert hat. Heute, wo die Balkanpolitik in eine neue Phase ihrer Entwicklung zu treten scheint, will ich es versuchen, Ihnen, und durch Sie vielleicht einem größeren Kreise, über manches eine Aufklärung zu geben.

Die heutigen Zustände des osmanischen Reiches gleichen jenen, wie sie die griechische Revolution zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schuf. Auch heute ist es einigen Agitatoren gelungen, die Ruhe friedlicher Provinzen zu stören, Haß und Verfolgung zwischen Völkern zu erwecken, die Jahrhunderte lang, vielleicht glücklich unter gleichen Sitten und Gebräuchen gelebt und die sich stets nur in Bezug auf ihre Religion verschieden gehalten haben.

Banden und revolutionäre Komitees sind es auch heute, die genau nach dem Muster der griechischen Hetären gebildet, der heiligen Sache der Freiheit wegen wehrlose Menschen töten, Dörfer und Städte anzünden, und dabei das Mitleid der zivilisierten Welt anrufen, das auch wieder in der Entente einiger Mächte, zur Beruhigung des Balkans, sich kundgibt. Uns Albanesen mißfällt eine schnelle Lösung der Balkanfrage! Sie kann, nach dem Zustande gerechnet, in dem wir Albanesen uns heute befinden, nur schaden, niemals nutzen. Das Volk ist noch nicht auf jener geistigen Höhe, auf der es gegen fremde Aspirationen siegreich ankämpfen könnte. Der Albanese ist noch nicht zum Nationalbewußtsein gelangt und darum mußte er in der Menge der ihn umgebenden Völker eine untergeordnete Stellung einnehmen. Sein stolzer, ehrgeiziger, habsüchtiger Charakter lehnt sich gegen jede Herabsetzung auf. er würde aber dennoch dem fremden Idiom, der fremden Nationalität, die ihm die kulturfähigste erscheint, vor der seinigen den Vorzug geben. Eine derartige Metamorphose ist gleichbedeutend mit unserer Vernichtung und wir halten uns für verpflichtet, nach Kräften dagegen zu kämpfen.

Hier glaube ich näher bestimmen zu müssen, was wir erhoffen! Man ist geneigt, die Ansprüche der Balkanvölker mit einem skeptischen Lächeln zu erwarten. In ihnen ist in der Tat alles — „groß“ — wie die Phantasie, die sie erzeugt. . . Doch vielleicht mit Recht! Denn, wer ein Klein-Griechenland, Bulgarien, Serbien, Montenegro, auf dem morschen Boden des Balkans aufschießen gesehen hat, kann sich auch leicht ein größeres Format dieser Pilze vorstellen. Anders ist es mit uns Albanesen! Uns fehlen selbst die kleinsten Grundlagen, um darauf größere Luftschlösser bauen zu können. Wir haben nicht nur ein Klein-Albanien gesehen, sondern sind fast zur Einsicht gekommen, daß es überhaupt keines gibt. Der gebildete Teil der Albanesen, der auf den in politischen Fragen ganz willenlosen Demos einen Einfluß hat, ist in den Ansichten und Hoffnungen vollkommen einig.

Nach dem Laufe der Dinge zu urteilen, ist die Zukunft der türkischen Herrschaft in Albanien nur kurz bemessen. Ihr Untergang, welcher Art er auch sein, welche Folgen er auch haben mag, wird uns schwer treffen, während andererseits der Fortbestand der heutigen Zustände für uns die verderblichsten Wirkungen haben muß. Nicht als ob wir unter dem jetzigen Regime mehr zu leiden hätten, als alle anderen Völker. In Gegenteil, man ist eher geneigt, den Albanesen lokale Autonomie zu geben, sie freier schalten und walten zu lassen. Aber diese sogenannte Freiheit ist unser Verderben.

Wir sind weit davon entfernt, durch die Gunst, mit der das heutige Regime uns überhäuft, über die Zukunft unseres Landes beruhigt oder ihr gegenüber gleichgültig zu werden und wir wünschen

sehnstüchtig, daß an Stelle dieser auf Kosten der ganzen Bevölkerung gehenden Begünstigung einzelner Familien und Stämme, ein gerechtes, dem Volksgeiste angepaßtes osmanisches Verwaltungswesen trete. Wenn ich das Wort — osmanisch — betone, so liegt der Grund darin, weil ich der Ansicht bin, daß die Albanesen vorerst nur unter dem Schutze osmanischer Verwaltung bestehen und gedeihen können. Glauben Sie nicht, daß mich zu dieser Ansicht religiöse Gründe bewegen, denn in weit höherem Maße sind es nationalökonomische. Unter nahezu 1.800.000 Albanesen gibt es fast 1.000.000 Mohamedaner. Die religiösen Bande, die diese mit den Türken verbinden, verdrängen heute vor ihren Augen den nationalen Kontrast, der sie trennt. Die Blüte der albanesischen Jugend findet deshalb unter ihren Fahnen in ihren Aemtern ein erschöpfendes Wirkungsgebiet. Dieser Umstand ist ausschlaggebend bei einem armen Volke wie die Albanesen. Wir wissen zwar, daß dies mit der Zeit anders werden muß, daß die pantürkischen Ideen überhandnehmend, uns diese Wege verschließen werden. Aber bis dahin bilden die heutigen Zustände ein gewaltiges Bindemittel zwischen dem osmanischen Reiche und der geistigen Elite der Albanesen und das kann für die Meinung des Demos und die Ruhe des Landes schwerwiegend sein! Vielleicht sind auch diese Schreckbilder einer unsicheren Zukunft für die meisten kein Geheimnis mehr. Diese Zukunft aber zeigt sich so trostlos, daß wir uns keine andere Lösung vorstellen können, die nicht noch ärger wäre. Es fehlt uns der Geist, die Willenskraft, der moralische und vielleicht auch der physische Halt einer äußeren Unterstützung, kurz die Zuversicht in uns selbst, um zu versuchen, dem Schicksal eine bessere Zukunft ab-zuzwingen. Deshalb geben sich die meisten mit den jetzigen Zuständen zufrieden und sehen scheinbar passiv dem sicheren Verderben ihres Volkes zu. Gestatten Sie mir, daß ich hier präzisiere!

Was wir wünschen? Vor allem: Sprachfreiheit! Wir sollen nicht nur albanisch sprechen, sondern auch schreiben und lesen dürfen, ohne daß man den Schreiber eines unschuldigst in unserer Sprache gekritzelt Zettels als einen Hochverräter anklagt und wie einen Mörder verfolgt. Kurz, wir verlangen, daß man uns in dieser Beziehung die gleichen Rechte gibt, wie allen anderen Untertanen des osmanischen Reiches. Wir verlangen weiter, daß auch in unsere zwei Vilajets Jannina und Skutari die Reformen durchgeführt werden, für die man nur die drei macedonischen geeignet gehalten hat. Sollte dies unmöglich sein, dann wären jene Albanesen, die den Hauptteil der Bevölkerung Kossovos und Monastirs bilden, von den macedonischen Vilajets und ihren Reformen zu trennen, um aus dem Ganzen eine nur von Albanesen bevölkerte Provinz zu bilden. Es ist unser lebhaftester und wahrlich nicht unbescheidener Wunsch.

Wir wünschen Ordnung in den Finanzen! Man soll nicht die aus dem Blute der armen Bevölkerung gesogenen Steuern dem willkürlichen Ermessen eines Herrschers überlassen, damit er sie in Monatsgehältern von 40.000 Franken für seine Großvezier, Scheich-ül-Islam oder Kriegsminister, oder für seine Günstlinge verpraßt, während die in Mittelalbanien ausgehobenen Bataillone an Geld- und Proviantmangel zu leiden haben. Wir erachten es weiter für geboten, daß im Kriegsfall für unsere Landesgrenzen wenigstens, alle Albanesen, ohne Unterschied der Religion unter die Fahnen geordneter Regimenter einberufen werden: daß man die Sonderstellungen der Katholiken und Bewohner des Sandschak Skutari aufhebt; daß ein gleichmäßig strenges, dem Volksgeiste angepaßtes Verwaltungs-

system durchgeführt werde, wozu der Regierung die Mithilfe aller aufgeklärten Albanesen sicher steht.

Mit einem Worte, wir wollen, daß auch bei uns geordnete Zustände an Stelle der heutigen Anarchie und des machiavellistischen Administrationswesens eintreten, damit auch wir unseren Nachbarvölkern ebenbürtig werden können. Wenn auch heutzutage in wenigen Gebieten der unwissende Teil einer unzurechnungsfähigen Bevölkerung, durch die Emissäre der Jildiz aufgestachelt, sich in Excesse verirrt, die nichts weniger als kulturfreundlich erscheinen, bäue ich trotzdem auf die geistigen Fähigkeiten der Albanesen. Diese Hoffnung wird mich nicht täuschen.

Nun — Sie mögen vielleicht Recht haben, wenn Sie mir jetzt als Antwort das alte Sprichwort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ entgegenrufen. Ganz richtig! Wir sind auch keiner Beachtung würdig, nachdem wir uns selbst nicht helfen können. Aber wir erwarten ja nichts, wir verlangen nichts! Nur eine moralische Stütze wollen wir, um handeln zu können, ohne schon im Vorhinein gerichtet zu werden! Was haben die anderen Balkanvölker schon von der zivilisierten Welt erhalten? Weit mehr als wir heute verlangen! Verlangt, ich wiederhole es; aber nur von einem Staate, weil dieser uns, durch eigene Interessen verpflichtet, helfen kann, helfen muß. Welche andere Macht kann aber für uns Albanesen hier in Betracht kommen, als Oesterreich-Ungarn? Wir wünschen, wenn einst die Flagge des Halbmondes an der Küste der Adria zu flattern aufgehört haben wird, unter eine Vormundschaft zu treten, die unsere Vergangenheit nicht zu sehr beklagen läßt und unter der wenigstens unsere nationale Zukunft sichergestellt sein wird. Und dazu wüßte ich keinen geeigneteren Staat als die österreichisch-ungarische Monarchie. Sie allein kann das Erbe antreten, weil wir versichert sind, daß dort, wo heute so viele Nationen nebeneinander unter einem Scepter vereint leben, auch wir bestehen und gedeihen können. Die Monarchie hat in wahrhaft uneigennützig Weise allen ihren Angehörigen Nationalität und Sprache erhalten, die in den zivilisierten Nachbarstaaten den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt sind. Polen, Italiener, Rumänen etc. finden in ihr eine mehr als väterliche Regierung, während sie anderswo Verfolgungen zu dulden haben. Materielle Gründe sind also weit mehr die Ursache unserer Sympathien zu Oesterreich als einfache Herzensneigungen und als Albanese gebietet es mir meine Einsicht, dort das Glück meines Volkes zu suchen, wo es für uns am sichersten erscheint.

Wir stehen in Europa, es ist kaum nötig zu wiederholen, in einem äußerst schlechten Rufe. Raub, Mord, Faulheit, Grausamkeit und alle denkbar schlechtesten Eigenschaften werden uns vorgeworfen. Das mag vielleicht der Grund sein, warum ein jeder, der nur einigermaßen auf Kultur Anspruch macht, sich unserer nicht annehmen will. Aber man hat Unrecht! Ich gebe zu, daß in unserem Lande Zustände herrschen, für die dem zivilisierten Abendländer der Maßstab fehlt. Aber sind wir allein daran schuld? Bedenken Sie doch, was aus einem Kinde von lebhaftem Temperament wird, wenn man es ohne Erziehung läßt, wenn es nur unter schlechtesten Beispielen aufwächst, wenn man es unverdient bestraft oder belohnt, und sagt Sie mir, ob man von den Albanesen nach einer solchen Erziehung während 400 Jahre andere Erfolge als die gegenwärtigen erwarten darf? Trotzdem kann ich sagen, daß sie weit besser sind. Die Ursache ist in der Anlage dieses Volkes zu suchen, das weit mehr zum Guten als zum Bösen geneigt ist. Und da wir schon von diesen den Albanesen ausschließlich zugemu-

Aus aller Welt.

teten Eigenschaften reden, gestatten Sie mir zu fragen: Weswegen klagt man uns mehr als die anderen Balkanvölker an? Man kennt die Albanesen nicht und man bricht, ohne sich überhaupt belehren lassen zu wollen a priori den Stab über sie. Ich bedauere, daß man die Berichte der österreichisch-ungarischen Konsularämter so wenig in Betracht zieht, sonst würde sicherlich die allgemeine Meinung eine andere sein. Halten Sie die Albanesen von Kossovo, die als die wildesten verrufen sind, wirklich für wilder als die zivilisierten Banden der Bulgaren, Serben und Griechen? Muß man, um vor den Augen der Ententemächte eine gewisse Beachtung zu verdienen, mit Bomben dort seine Rechte wahren wollen, wo man überhaupt keine Ansprüche haben sollte? Sind die einzelnen Mordfälle strafbarer weil diese Taten von Albanesen verübt worden sind? Freilich, hinter einer jeden bulgarischen, serbischen oder griechischen Schandtats steht der große Deckmantel ihres eigenen Mutterlandes oder gar der einer Botschaft, die dem türkischen Militär Strenge mit Glacéhandschuhen zu gebieten weiß. Unser größter Fehler ist eben der, daß wir keinen solchen Deckmantel haben.

Ich habe die heutige Situation in Albanien, unsern Wünschen und Fühlen kurz darzustellen versucht; ich hoffe, Sie werden zugeben, daß dieselben nicht zu übertrieben, nicht zu illusorisch sind. Man muß doch einsehen, daß ein jedes Volk seine Integrität und die seines Landes erstrebt. Wir wollen keine Selbstständigkeit! Diese können wir weder erlangen, noch bewahren, wenn man sie uns auch geben würde. Heute unter den Osmanen sind wir Albanesen doch wenigstens alle unter einer Herrschaft vereint. Diese Einigkeit, wenn auch die Souveränität wechseln sollte, muß uns bleiben. Eine Aufteilung des heute von Albanesen bewohnten Gebietes unter verschiedene Staaten, wäre unser Vernichtung, und gegen diese müssen wir ankämpfen. Wenn dann einst die letzte Stunde der osmanischen Herrschaft auf dem Balkan geschlagen haben wird, verlangen wir nichts anderes, als daß man auch unsere Existenz als Volk in Betracht zieht, gerade so gut, wie man es mit allen anderen Völkern des Balkans gemacht hat; daß man uns die Rechte und Pflichten vorschreibt, die zu Glück und Segen führen. Die Form überlassen wir dem Gutachten der zivilisierten Welt und wir können nur hoffen, daß uns ein Staat wie Oesterreich-Ungarn unter seiner wohlwollenden Vormundschaft nehmen wird. Dadurch wenigstens wird unsere innere Ruhe, unsere Einigkeit gesichert werden.

Wir wollen nicht geteilt werden, das ist unser sehnlichster Wunsch!

Wird man ihn, was uns leider sehr wahrscheinlich erscheint, nicht in Betracht ziehen, wird man unser Vaterland, unsere Nation gegen alles Menschenrecht unter verschiedene Staaten aufteilen, dann werden wir uns dagegen wehren! Nicht weil wir darin einen besseren Ausgang unserer Geschichte erwarten, nein — nur weil wir damit einen edleren Weg zu wählen glauben, um endgültig zu verschwinden. Unsere Mittel sind wohl gering aber nicht zu unterbewaffneten Bevölkerung 270.000 Mauseergewehre, schätzen, wenn man bedenkt, daß einer vollständig mehrere Millionen Patronen, mehrere hundert albanesische Offiziere, derzeit in türkischen Diensten, und eine der unzugänglichsten Gegenden Europas zu ihrer Verteidigung zur Verfügung stehen.

Aber weshalb sollen wir heute schon so schwarz sehen; wir hoffen vielmehr, daß uns der Genius der Zivilisation in bessere Zeiten geleiten wird.

Mit dieser Hoffnung und besten Grüßen will ich meine Zeilen schließen.

Der französische Artilleriehauptmann Periquet, der in Anerkennung seiner Trasierung für die Gabunbahn zum Kolonialadministrator ernannt wurde und an der Spitze der zur Feststellung der neuen Kongo-Kamerun-Grenze eingesetzten Mission steht, erklärte einem Berichterstatter, die beiderseitigen Missionen hätten volle Freiheit, behufs Erzielung einer genauen und vereinfachten Abgrenzung an jedem beliebigen Punkte der ungeheuren Grenzlinie erforderlichenfalls gegenseitige Zugeständnisse zu machen. Man werde auch die in Französisch-Aequatorial-Afrika, in Kamerun und in Belgisch-Kongo bestehenden Stationen benutzen und auch mittels Flugdrachens funkentelegraphische Verbindungen herzustellen trachten. Ausserdem werde die Mission die Wasserläufe und Gebirgsflüsse des ganzen Gebietes durchforschen, naturwissenschaftliche und ethnographische Forschungen anstellen, die Ursache zu ermitteln suchen, warum dieser Teil bevölkert, ein anderer aber öde ist usw. Die französische und die deutsche Mission werde jede für sich arbeiten und dann ihre Ergebnisse vergleichen. Da es sich um streng wissenschaftliche Arbeiten handle, müßten diese Ergebnisse stimmen, falls nicht irgendwo ein Irrtum unterlaufe. Da auf beiden Seiten ein gleicher Geist der Gerechtigkeit herrsche, sei zu hoffen, daß man zu einem guten Ergebnis gelangen werde. Die Mitglieder der französischen Mission, die in zwei Gruppen, eine für Südkamerun, die andere für die Ostkamerungrenzen zerfallen wird, würden am 1. Dezember 1912 an Ort und Stelle eintreffen.

Riesiger Rheinturm. Der nunmehr 25 Jahre alte Eiffelturm in Paris hat zwar die Originalität des Gedankens: die Bedeutung der Eisenindustrie durch ein Wunderwerk der Ingenieurkunst zum Ausdruck zu bringen, vorweggenommen, aber auch auf diesem Gebiete des Denkmalbaues gibt es eine Entwicklung, das beweist der kürzlich in der „Bauwelt“ veröffentlichte Plan eines Rheinturmes von 500 Meter Höhe bei Düsseldorf. Ingenieur Franz Czech und Architekt Franz Paetz wollen mit diesem Turm ein Weltausstellungswerk schaffen, das im Sinne des Eiffelturmes ein Denkmal der gewaltigen, alles überragenden deutschen Eisenindustrie sein würde. Das Originelle des Düsseldorfer Eiffels ist sein Bauplatz und die Durchführung des Baugedankens. Der Turm soll nämlich der Hauptbestandteil einer neuen Rheinbrücke werden. Mit dieser Zweckbestimmung wird ein großer Teil der Baukosten gerechtfertigt, zumal der Bau einer neuen, in der Fahrbahnbreite und Tragfähigkeit dem neuzeitlichen Verkehr entsprechenden Straßenbrücke in der Lage gegen die Golzheimer Heide zu für Düsseldorf eine Frage der nächsten Zukunft ist. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Baukosten glauben die Verfasser aus den Eintrittsgeldern für die Aufahrt zur Turmspitze und aus dem Restaurationsbetrieb auf der Kopfplattform — zumal zur Zeit einer Ausstellung — aufbringen zu können. Eine weitere und sehr wichtige Nutzbewerbung des Turmes läge in seiner Bestimmung als Station für drahtlose Telegraphie, für meteorologische Beobachtungen und als Richtungspunkt für die Luftschiffahrt. Vom bautechnischen und architektonischen Standpunkt betrachtet, bietet der Rheinturm-Plan, der riesenhaften Aufgabe entsprechend, eine Menge beachtenswerter Einzelheiten. Die Grundlage für den Turm querüber zum Rhein bildet eine Bogenbrücke mit zwei Oeffnungen von je 195 Meter Stützweite und 16 Meter Hauptträgerentfernung nach dem neuen

Vierendeel-System, einer Erfindung des Professors Vierendeel in Brügge. In der Stromrichtung stützt sich der Turm auf zwei Pfeiler, die sich mit dem Mittelpfeiler der Brücke decken und 195 Meter auseinander stehen. Diese Turmstützen steigen in einem mächtigen Bogen, der an den Widerlagern durch ein Zugband verbunden ist, bis zur Höhe von 95 Meter an, von wo ab der Turmaufbau nach beiden Achsen symmetrisch in die Höhe schießt. Quer zur Stromrichtung stützt sich der Turm mit zwei Strebern auf die Hauptträger der Brücke. Von der Vereinigung des einteiligen Unterbaues an verläuft der Turm bis zur Plattform in 450 Meter Höhe, über einer quatriscchen Grundform sich allmählich verjüngend, dann gegen die Plattform, dem eigentlichen Kopf, zu etwas schärfer zunehmend. Auf der Plattform erhebt sich über einer Grundfläche von 25 Meter im Geviert die eigentliche Spitze bis zur Höhe von 500 Meter von Oberkante Brückenfahrbahn aus gemessen. Zwei Aufzüge von etwa 5,25 Meter Grundfläche sollen den Verkehr vermitteln. Ein geräumiger Fachwerkbau über der Plattform enthält die Wirtschaftsräumlichkeiten und die Maschinerie der Aufzüge. Von hier aus bis zur Turmspitze führt eine Wendeltreppe. Mag auch die Verwirklichung des Bauplanes, der der deutschen Eisenindustrie und der ganzen Nation ein Denkmal von bisher unerreichter Kühnheit schaffen will, an geldlichen Schwierigkeiten scheitern, die Technik kann sich im Geiste mit diesem phantasievollen Plan messen, ohne daß ihr der Gedanke aufkäme, vor einer Unmöglichkeit zu stehen oder phantastisch zu wirken. Eine andere Frage ist die ästhetische Wirkung dieses Riesenturmes in seiner Lage über einem fließenden Wasser; denn daß die eigentliche Brücke im Gesamteindrucke völlig ausfällt, bedarf wohl keiner Darlegung.

Künstliche Veteranen aus dem Jahre 1812. Die Kommission in Petersburg, der die Nachprüfung des Alters der Veteranen aus dem Jahre 1812 anvertraut ist, hat festgestellt, daß drei Veteranen an den Befreiungskriegen nicht teilgenommen haben können, weil sie damals erst 5 oder 6 Jahre alt waren. Man hatte die alten Leute überredet, sich als Kriegsteilnehmer auszugeben und ihnen sogar alte Waffen aus dieser Zeit ins Haus gebracht. Jeder Veteran soll bekanntlich 3000 Rubel erhalten.

Freilassung des ungarischen Abgeordneten Kovacs. Der ärztliche Senat hat in seiner Entscheidung ausgesprochen, daß der Abgeordnete Kovacs das Attentat gegen den Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses Grafen Tisza „in momentaner Sinnesverwirrung und unfreier Willensäußerung“ getan habe. Es wird daher seine Freilassung in Kürze erfolgen. Man glaubt, daß das Verfahren gegen ihn sofort eingestellt werden wird.

Neunzig Grubenarbeiter von der Außenwelt abgeschnitten. In den Bergwerken von North-Llyell in Tasmanien ist in einer Tiefe von 230 Meter eine Feuersbrunst ausgebrochen. Im Bergwerk sind 90 Grubenarbeiter abgeschnitten. Bisher konnte nur die Leiche eines Bergmanns zutage gefördert werden. Eine spätere Meldung besagt: Es sind Anzeichen vorhanden, daß das Feuer auf der Grube North-Llyell aufgehört hat. Einer der Geretteten drang später bis zur 700- und 800-Fuß-Sohle vor. der Generaldirektor der Grube glaubt zuversichtlich, daß die meisten Bergleute in Sicherheit sind. Das Feuer entstand durch ein Unglück an einem Motor für das Pumpwerk auf der 700-Fuß-Sohle.

Elektrische Triebwagen mit Diesel-Motoren. Vor kurzem wurden von der preußischen Eisenbahnverwaltung Versuche angestellt, bei den

Triebwagen die Akkumulatoren durch eine verbrennungs-elektrische Maschine zu ersetzen, die mit einem elektrischen Stromerzeuger direkt gekuppelt ist. Die Brown, Boveri & Cie. A.-G. hat zuerst die Verwendung von Diesel-Motoren als Antriebsmaschine des elektrischen Krafterzeugers vorgeschlagen und daraufhin von den sächsischen und preußischen Staatseisenbahnen je zwei Diesel-elektrische Triebwagen in Auftrag erhalten. Der Diesel-Motor ist hier direkt gekuppelt mit dem Stromerzeuger, der seinerseits direkt den Antriebsmotor speist.

Eisenbahnunglück. Auf der Bahnstrecke Tunis—Kalaadjerda stürzte eine Brücke in dem Augenblick ein, als ein Personenzug darüberfuhr. Die Lokomotive und mehrere Wagen stürzten in das ausgetrocknete Flußbett. Zwei Eisenbahnbedienstete und ein Reisender wurden getötet und zehn Personen verwundet.

Julius Maggi †. In Zürich ist im 66. Lebensjahr Jul. Maggi, der Chef und Begründer der weltbekannten Firma für Nahrungsmittel, Konserven, Bouillonkapseln, besonders auch Suppenwürze, die nach geheim gehaltenem Verfahren aus Gemüse und Küchenkräutern hergestellt wird, gestorben.

Wissenschaftliche Stiftungen. In letzter Zeit sind mehrere größere Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke von der Industrie gemacht worden. Wie die „Chemiker-Zeitung“ berichtet, erhielt Geh. Rat Prof. R. Meyer in Braunschweig von der Jubiläumssiftung der Deutschen Industrie den Betrag von 3000 Mark zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Kondensation des Azetylen. Ebenso wurde Geh. Rat Prof. Nernst in Berlin zur Unterstützung seiner physikalisch-chemischen Arbeiten von dem belgischen Industriellen Ernest Solvay für drei Jahre die Summe von jährlich 10.000 Franken überwiesen. Die Technische Hochschule in Dresden erhielt von dem dortigen Kommerzienrat Max Elb aus Anlaß seines 40jährigen Geschäftsjubiläums eine Stiftung von 20.000 Mark für Chemiestudierende.

Auflassung der Pariser Befestigungswerke. Ueber die nach 27 jährigen Verhandlungen zwischen dem Staate und der Stadt Paris erfolgte Einigung wegen der Ueberlassung der Befestigungen wird gemeldet: Die Stadtgemeinde zahlt für die durch die Auflassung der Befestigung freiwerdenden Grundstücke und für das daran angrenzende Gelände, die sogenannte Militärzone, die zusammen rund 1200 Hektar umfassen, hundert Millionen an den Fiskus. 500 Hektar muß die Stadt für Parkanlagen und Spielplätze verwenden, 360 Hektar werden als Bauplätze verkauft werden. Das Kriegsministerium will diese Gelegenheit benutzen, um eine Anzahl Kasernen aus dem Innern von Paris nach der Peripherie oder in die unmittelbare Umgebung der Hauptstadt zu verlegen.

Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie und Telephonie. Ein junger französischer Physiker, Julien Bethenod, einer der Lieblingsschüler des jüngst verstorbenen Mathematikers und Physikers Henry Poincaré und ein persönlicher Freund des Erfinders Branly, will eine epochemachende Erfindung gemacht haben, wodurch es möglich würde, mehrere Stationen für drahtlose Telegraphie und Telephonie in unmittelbarer Nähe einzurichten, ohne daß sie sich gegenseitig in ihrer Tätigkeit störten. Mit Hilfe seines neuen Apparates, der keine Funken entsendet, sondern nur geräuschlose Wellen, würde man bis zu 200 Worte in der Minute telegraphieren können, während bis jetzt 15 Worte das Maximum waren, gewöhnlich aber nur sieben bis zehn Worte erreicht wurden. Bethenod's Apparat soll sich durch größte Einfachheit aus-



zeichnen, wodurch wesentlich an Installationskosten gespart würde. Eine seiner neuen Stationen, die zehn telegraphische Drahtlinien ersetzen kann, würde etwa nur eine Million kosten, während ein einziges Kabel auf zwanzig Millionen zu stehen kam. Auch das Problem der drahtlosen Telephonie soll verwirklicht werden, da durch den neuen Apparat bis zu 20.000 Schwingungen in der Sekunde erreicht werden, was für die Ausnützung der menschlichen Stimme genügen würde. Es wird bemerkt, daß man in Deutschland in der letzten Zeit Versuche in der gleichen Richtung gemacht hat, ohne jedoch zu einem abschließenden Ergebnis gelangt zu sein. Der Apparat soll anstatt der bisher für drahtlose Telegraphie erforderlichen sechs Hauptlinien nur zwei benötigen. Die von dem Apparat erzeugten Wellen sind der betreffenden Antenne genau angepaßt, so daß sie von anderen Antennen beim Geben oder Empfangen nicht aufgenommen werden können. Die große Schnelligkeit der Transmission wird durch ein eigenartiges System perforierter Streifen erreicht.

Hamburg-Amerika-Linie und Panamakanal. Generaldirektor Ballin trat an Bord der „Kaiserin Augusta Viktoria“ seine Reise nach Nordamerika an. Die Reise steht, wie allgemein angenommen wird, mit der bereits für das kommende Jahr in Aussicht genommenen Eröffnung des Panamakanals in Verbindung. Begleitet wird Generaldirektor Ballin, wie dem Hamburgischen Korrespondenten mitgeteilt wird, auf dieser Reise von den Direktoren Dr. Heckscher, Huldermann, Nalt, Polis und zwei Sekretären.

Die Preise der Berliner Herbstflugwoche sind kürzlich zur Verteilung gelangt. Das meiste Geld gewann mit 5563,66 Mark Rupp auf Albatros-Doppeldecker; Schmidt auf Kühlstein-Torpedo-Eindecker erhielt 3211,07 Mark; Krüger auf Harlan-Eindecker 3074,73 Mark; Stöffler auf L. V. G.-Eindecker 2625,39 Mark; Büchner auf Aviatik-Doppeldecker 2000 Mark. Die übrigen Flieger gewannen weniger als 2000 Mark. Die kleinste Summe erhielt mit 16,61 Mark Janisch auf Ago-Doppeldecker für einen 6 Minutenflug. Von 41.000 Mark kamen 4500 Mark nicht zur Verteilung.

Das Testament eines Salpeter-Königs. Unter diesem Stichwort veröffentlichten die englischen Zeitungen Einzelheiten aus dem Testament des kürzlich in Liverpool verstorbenen Herrn Hans Kaspar Schintz von Zürich. Das in England liegende Vermögen wurde auf 23.750.000 Franken eingeschätzt und der Wert seines Vermögens in der Schweiz und in Südamerika auf weitere 7.500.000 Franken angeschlagen. Einer der Zeitungen entnimmt die „Zürcher Post“ folgende wörtliche Notiz: „Herr Schintz war als einer der Salpeter-Könige bekannt. Geboren in Zürich vor 74 Jahren, ging er vor mehr als einem halben Jahrhundert nach Liverpool, wo er sich naturalisieren ließ und nach und nach ein großes Geschäft mit Südamerika aufbaute. Er nahm keinen Anteil am öffentlichen Leben, er war aber als Gönner zahlreicher Wohltätigkeitsanstalten bekannt. Testamentarisch vermachte er das Gehalt für zwei Jahre an alle Angestellten seines Geschäftes, die länger als fünf Jahre in seinem Dienst geblieben waren und ein Gehalt von 2500 Franken oder mehr bezogen. Er hinterließ seinem Kassierer 75.000 Franken, 7500 Franken seinem Kutscher, 5000 Franken der Haushälterin und 87.000 Franken dem Geschäftsführer einer französischen Gesellschaft, wovon er selbst Präsident war. Das Testament enthält große Familienvermächtnisse, und Herr Schintz bestimmte schließlich, daß die Summe von 7.500.000 Franken einen unantastbaren

Familienfond für seine beiden Töchter bilden sollten, wovon die eine verheiratet, die andere unverheiratet ist. Er machte dabei die Bedingung, daß im Falle eine seiner Töchter oder irgend einer ihrer direkten Nachkommen je zum römisch-katholischen Glauben übertreten oder ein Mitglied dieser Kirche heiraten sollte, der oder die Betreffende von allem weiteren Vermögensgenuß ausgeschlossen werden sollte.“ Vorläufig sind dem englischen Fiskus . . . 4.700.000 Franken bezahlt worden. Der verstorbene Herr Schintz war Eigentümer eines stattlichen Hauses mit Garten an der mittleren Bahnhofstraße in Zürich, das seit Jahren nur teilweise bewohnt war. Er schrieb seinen Namen in England mit tz (Schintz), um den Engländern die richtige Aussprache zu ermöglichen.

Marconi als Kläger vor den Berliner Gerichten. Der Untergang der Titanic bildet den Mittelpunkt einer Privatklage, die vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte ausgefochten wird. Guglielmo Marconi zu Englehurst, Fowley in England, und Godfrey Charles Isaacs, der Direktor der in London domizilierenden Marconi-Gesellschaft, haben Klage erhoben gegen den verantwortlichen Redakteur der Welt am Montag. Sie fühlen sich durch einen Artikel beleidigt, der unter der Ueberschrift „Der Gemütsmensch Marconi“ behauptete, Marconi habe geduldet, daß die Gesellschaft die Katastrophe zu selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet habe, der Telegraphist der Carpathia sei von der Gesellschaft veranlaßt worden, Nachrichten über das Unglück zurückzuhalten, es sei Profitjägerei betrieben worden usw. Alle diese Behauptungen sollen, wie in der Privatklage ausgeführt wird, völlig erfunden sein. Es ist ein umfangreicher Beweis angeboten, n. a. wird auf die Akten der Untersuchungskommission Bezug genommen und das Zeugnis des Senators Smith sowie mehrerer bei dem Unglück in Aktion getretener Personen verlangt.

Das Gewehrfeuer gegen Flugzeuge, das auch während der Kaisermanöver in Sachsen markiert wurde, dürfte sich im Ernstfalle als so gut wie wirkungslos erweisen. Das haben bereits die Erfahrungen der Italiener im Tripoliskriege ergeben, wurde aber auch kürzlich bei Schießversuchen auf dem französischen Truppenübungsplatz von Chalons aufs neue bestätigt. In Chalons wurden als Ziele Drachen in Form und Größe von Flugzeugen verwendet die durch Automobile mit einer Stundengeschwindigkeit von 60 Kilometern über den Schießplatz geschleppt wurden. Die Scheibe war 6 Meter lang und 7 Meter breit. Dagegen schossen 100 Mann auf 800—900 Meter Entfernung durchschnittlich 9 Patronen. Die Scheibe wies nur 15 Treffer gleich 1,3 Prozent der abgegebenen Schüsse auf. Auch beim Schießen mit Maschinengewehren wurden keine besseren Ergebnisse erzielt, die noch weit geringer sein werden, wenn es sich um wirkliche Flugzeuge handelt, die Höhen von mehr als 1000 Meter aufsuchen und mit 100 Kilometer-Stundengeschwindigkeit durch die Luft knattern.

Durch den Todessturz des bayerischen Fliegerleutnants Hamburger vom Infanterie-Regiment 16 in Passau, der auf dem Münchener Flugplatz Oberwiesenfeld mit einem Otto-Doppeldecker aus 70 Meter Höhe zur Erde niedersauste, hat das deutsche Fliegerkorps einen neuen Verlust erlitten. Hamburger, der erst kürzlich zur Fliegerkompagnie nach München kommandiert worden war, wurde mit gespaltenem Kopf neben dem zertrümmerten Apparat aufgefunden.

Um die Herrschaft im südatlantischen Ozean

Mit der rapiden wirtschaftlichen Entwicklung des südamerikanischen Kontinents hat natürlich auch die Schifffahrt im südatlantischen Ozean einen bedeutenden Aufschwung genommen. Nächst den grossen Völkerstraßen zwischen Europa und Nordamerika und Europa und dem fernen Osten ist die Route Europa—Südamerika am belebtesten. Sie würde es noch viel mehr sein, wenn die Bevölkerungsdichtigkeit in den südamerikanischen Ländern eine grössere wäre und deren Regierungen früher den Nutzen der Kolonisation erkannt hätten. Relativ, d. h. im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer, ist beispielsweise der Güteraustausch zwischen Argentinien und Europa von größerem Belang als der zwischen den Vereinigten Staaten und der alten Welt. Brasiliens Produktion und seine Aufnahmefähigkeit für europäische Industrieerzeugnisse stehen hinter Argentinien's Produktion und Aufnahmefähigkeit zurück, indes macht auch Brasilien gewaltige wirtschaftliche Fortschritte. Freilich wird es den Vorsprung, den Argentinien in Hinsicht auf das Quantum der Produktion hat, in absehbarer Zeit wohl kaum einholen, weil Klima und Boden Brasiliens mehr auf die Hervorbringung von Produkten hinweisen, die mehr durch ihren Wert als durch ihre Menge ins Gewicht fallen. Eine Aenderung zugunsten Brasiliens könnte allenfalls infolge einer starken Eisenerzausfuhr eintreten, die uns allerdings noch in weiter Ferne zu liegen scheint, wenngleich es nicht ausgeschlossen ist, daß brasilianisches Eisenerz früher oder später einmal auf dem Weltmarkte erfolgreich konkurrieren kann.

Ein besonders scharfer Wettbewerb in der südatlantischen Schifffahrt macht sich in den letzten zwei Jahren bemerkbar. Bis dahin behaupteten die alten regelmäßigen deutschen, englischen, französischen und italienischen Dampferlinien ziemlich unbestritten das Feld. Eine schwache Konkurrenz machten ihnen zwar die österreichisch-ungarischen und spanischen Linien, sie kam aber um so weniger in Betracht, als die österreichisch-ungarischen und spanischen Dampfer sich auf die Bewältigung des nicht sehr bedeutenden Güter- und Personenverkehrs zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Südamerika einerseits sowie Spanien und Südamerika andererseits beschränkten. Im Güterverkehr wurde den großen Linien allerdings zeitweilig der Wettbewerb der Outsider unbequem, namentlich in der Verfrachtung argentinischer Landesprodukte, die Einlegung solcher Outsider war aber notwendig, weil die Liniendampfer für die Bewältigung des Frachtgeschäftes nicht ausreichend waren und von den Linien häufig große Frachtdampfer von anderen Reedereien gechartert werden mußten. Eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz, besonders im Personenverkehr, erwuchs den alten Linien zunächst durch den Königlich Holländischen Lloyd, der in richtiger Erkenntnis der Schwäche der deutschen Linien, die in der Langsamkeit ihrer Dampfer bestand, Schiffe mit bedeutend größerer Fahrgeschwindigkeit in den Dienst stellte. Der Erfolg, den der Holländische Lloyd in der kurzen Zeit seines Bestehens errungen hat, ist außerdem noch auf das Konto der günstigen Lage des Ausgangshafens, Amsterdam, zu setzen, der inmitten des größten Industrie- und Verkehrszentrums des europäischen Kontinents liegt. Mit der Gründung der Austro-Americana trat eine wesentliche Verbesserung des Dampferverkehrs zwischen Oesterreich-Ungarn und Südamerika ein. Ist die Austro-Americana den

deutschen Linien auch auf dem Gebiete des Güterverkehrs nicht gefährlich, so leitet sie doch einen Teil des deutsch- bzw. österreichisch-südamerikanischen Personenverkehrs ab. Im nordisch-südamerikanischen Verkehr erlitten die deutschen Linien durch die schwedische Johnson-Linie Einbuße. Andererseits verschärfte sich im Personenverkehr die Konkurrenz der Royal Mail durch ihre Verschmelzung mit der Pacific Steam Navigation, was allerdings einigermaßen durch Errichtung der Schnelldampferlinie Hamburg—Buenos Aires neutralisiert wurde. Neuerdings sind auch die Franzosen aus ihrer Lethargie erwacht, indem an die Stelle der altersschwachen Messageries Maritimes die lebensfrische Sud-Atlantique trat. Ihre Dampfer sind mit Ausnahme des „Kaiser Franz Josef I.“ der Austro-Americana zurzeit die schnellsten der zwischen der alten Welt und Südamerika verkehrenden Schiffe.

Im Personenverkehr geschieht den deutschen Dampfern noch ziemlicher Abbruch durch die schnellen Fahrzeuge der italienischen Linien, hauptsächlich des Lloyd Sabauda. Viele deutsche Reisende ziehen die Dampfer des Lloyd Sabauda denen der Hamburger Linien vor, weil sie sehr viel schneller als die Hamburger fahren, der Ausgangshafen Genua mit seiner ausgezeichneten Bahnverbindung via Gotthardtunnel sehr bequem liegt und die Fahrt im Mittelmeer weit angenehmer ist als im Golf von Biscaya und in der Nordsee, zumal im Winter.

Die deutsch-südamerikanischen Dampferlinien haben von jeher immer viel mehr Wert auf das Fracht- als auf das Personengeschäft gelegt und auch mit gutem Grunde, denn der Güterverkehr ist ungleich rentabler als der Personenverkehr. Da außerdem bis vor wenigen Jahren die Südamerikaner romanischer Abstammung nicht viel reisten, so lag auch für die deutsch-südamerikanischen Dampfergesellschaften kein besonderes Bedürfnis vor, das Personengeschäft mehr zu kultivieren. Jetzt hat die Südamerikaner aber ein richtiges Reisefieber erfaßt. Die besser situierten Brasilianer und Argentinier müssen mindestens einmal in Europa gewesen sein, wenn sie gesellschaftlich für voll angesehen werden sollen. Diesen veränderten Verhältnissen müssen die deutschen Linien unbedingt Rechnung tragen, wenn sie nicht aus dem Personengeschäft verdrängt werden wollen. Die unternehmenden und weitausschauenden Hanseaten sind gewiß nicht zum „Rasten und Rosten“ veranlagt, und so war das stärkere Hervortreten der hanseatischen Großreedereien im südamerikanischen Personengeschäft nur eine Frage der Zeit. Sie werden den Vorsprung der Konkurrenz in diesem Zweige sicherlich bald eingeholt haben und in kurzer Zeit im südatlantischen Personenverkehr eine ebenso prominente Stellung einnehmen wie im nordatlantischen. In dieser Annahme werden wir bestärkt durch das zielbewußte Vorgehen der in Interessengemeinschaft stehenden Hamburg-Amerika-Linie und der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Den ersten entscheidenden Schritt zur Erlangung einer stärkeren Stellung im südatlantischen Personenverkehr taten die beiden großen Unternehmen mit der Errichtung der Personendampfer-Linie Hamburg—Buenos Aires. Die älteren Dampfer dieser Linie sind den älteren der Royal Mail in Bezug auf Komfort und luxuriöse Einrichtung mindestens ebenbürtig, in Bezug auf die Fahrgeschwindigkeit sind sie ihnen aber überlegen, da sie im Durchschnitt eine Seemeile mehr in der Stunde zurücklegen. Die neuen Royal Mail-Dampfer haben die Differenz eingeholt, sie sind jedoch schon übertrumpft in jeder Hinsicht durch die „Cap Finisterre“, der bald zwei Schwesterschiffe folgen werden. Dieser neue Typ „Cap“-Dampfer ist über-

haupt primus inter pares. Wenn er auch hinsichtlich der Fahrgeschwindigkeit die Typen der zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten fahrenden Schnelldampfer noch lange nicht erreicht, so verhält er sich doch den älteren gegenüber wie ein Schnellzug zu einem Bummelzug. „Cap Finisterre“ führt drei Klassen, es ist somit auf die Mittel und Ansprüche der verschiedenen Kategorien von Reisenden die weitestgehende Rücksicht genommen. Mit dem Zweiklassensystem, an dem früher die Hamburg-Amerika-Linie und die Hamburg-Süd in der südamerikanischen Fahrt so starr festhielten, scheint man gründlich gebrochen zu haben. Und es war auch die höchste Zeit, daß dieses konservative Festhalten aufhörte. Die Hamburg-Süd hat jüngst ihr Kapital auf 25 Millionen Mark erhöht. Diese Erhöhung wurde von der Direktion der Gesellschaft als ein bedeutsamer Wendepunkt in der Geschichte des Unternehmens bezeichnet, und er ist es auch in der Tat, denn die Erhöhung demonstriert, daß die Hamburg-Süd auf der Höhe ihrer Aufgabe steht und frisch und fröhlich den Kampf mit der verschärften Konkurrenz aufnimmt. In ihrer eigentlichen Domäne, dem Frachtgeschäft, sucht die Hamburg-Süd ihre führende Stellung zu behaupten. Sie hat zwei große Frachtdampfer von je 9000 Tonnen in Auftrag gegeben. Damit genügt sie allerdings der enorm steigenden Nachfrage nach Räumten im deutsch-südamerikanischen Güterverkehr noch lange nicht und sie wird in sehr flottem Tempo ihre Frachtdampferflotte vergrößern müssen, wenn sie den Ansprüchen der Verschiffer gerecht werden will. Immer mehr sind diese wegen der ungenügenden Zahl von regelmäßig fahrenden Frachtdampfern gezwungen, sogenannte „Tramps“ zu benutzen, was viele Schattenseiten hat, wie aus folgenden Ausführungen der „Deutschen Export-Revue“ hervorgeht. Das Blatt schreibt:

„Seit mehreren Monaten haben sich bekanntlich abwechselnd Antwerpener Schiffahrtfirmen die Aufgabe gestellt, Dampfer nach den Haupthäfen Brasiliens und Argentiniens laufen zu lassen. Selbst die wärmsten Anhänger dieser gegen den südamerikanischen Schiffahrtspol gerichteten Bestrebungen werden nicht behaupten wollen, daß es sich um eine „Linie“ bzw. um ein Unternehmen handele, das irgendwie für eine regelmäßige Verschiffung Sorge.

Die Notierungen, die von den Antwerpener Spekulanten ausgegeben werden, unterbieten die Polraten um ein Bedeutendes. Man kann es somit als eine normale Äußerung der kaufmännischen Psyche bezeichnen, wenn viele Verloader es mit sehr gemischten Gefühlen begrüßten, daß jene Firmen, die durch die Rabattkontrakte an den Pol nicht gebunden waren, diese äußerst billigen Verschiffungsgelegenheiten benutzten, um ihre Waren zu Raten nach Südamerika zu schaffen, die sich um zwei Drittel billiger stellen, als die Frachtnotierungen der Syndikatslinien.

Aber der Antwerpener Dienst hat auch starke Schattenseiten, die, die Gerechtigkeit erfordert es, einer Besprechung unterzogen werden müssen. Vor allem liegt die Tatsache vor, daß diese Antwerpener Dampfer niemals die angekündigten Abfahrts-tage einhalten. Es sind sogar sehr empfindliche Verzögerungen an der Tagesordnung und das bei einer sage und schreibe einmonatlichen Abfahrt, während die Konferenzlinien ihren Verloadern jede Woche Abfahrten bieten. Ist der Antwerpener Dampfer glücklich abgefahren, dann muß mit einer Fahrzeit von beiläufig 50 Tagen gerechnet werden. Die Konferenzdampfer legen die Reise um die Hälfte schneller zurück.

Die Schwierigkeiten bei der Ausladung in den süd-

amerikanischen Häfen sind teilweise für diese Ombesider behoben, d. h. sie sind nicht so arg als zur Zeit des Beginnens der Fahrten. Aber immerhin muß mit einer viel langsameren Ausschiffung gerechnet werden, als mit der, die sich die regelmäßigen Liniendampfer in den Bestimmungshäfen sichern.

Berücksichtigt man, daß die südamerikanischen Empfänger, insbesondere zur Zeit des lebhaften Geschäftsganges, also gegenwärtig, ihre Waren dringend benötigen, so wird man zu der Erkenntnis kommen, daß die Frachtersparnis zwar eine bedeutende bei Benutzung der Antwerpener Konkurrenz ist, daß aber jede Kalkulation über Abfahrts- und Ankunfts-tag unmöglich ist.

Wir wollen über die Ereignisse, die so nachteilig in den Fahrplan der Syndikatsgegner eingreifen, nichts sagen, aber es muß als ein großer Uebelstand bezeichnet werden, wenn selbst die für jeden Monat angekündigte Abfahrt Verzögerungen von vielen Wochen erleidet. Man wird daher nicht mit Unrecht voraussagen dürfen, daß bei einer derartigen Organisation des Antipoldienstes die Antwerpener Unternehmer sich nicht wundern dürfen, wenn die Verloader nach und nach doch ihren Vorteil bei den Konferenzlinien besser gewahrt finden.“

Es kann Verloadern wie Empfängern daher nur willkommen sein, wenn der Mangel an regelmäßigen Linien-Frachtdampfern so bald wie möglich behoben wird.

Sind einerseits die an der deutsch-südamerikanischen Dampfschiffahrt beteiligten Hamburger Großreedereien auf das eifrigste bestrebt, auf der Höhe zu bleiben, so mußte man andererseits dieses Bestreben bisher bei der großen Bremer Schiffahrtsgesellschaft, dem Norddeutschen Lloyd, bedauerlicherweise vermissen. Dabei ist der Norddeutsche Lloyd fast ebenso kapitalkräftig wie die beiden verbündeten Hamburger Dampferlinien. Nun ist zwar der Bremer Kaufmann nicht so wagemutig wie der Hamburger und in seinen geschäftlichen Gepflogenheiten viel konservativer als dieser, aber das allein erklärt das Zurückbleiben des Norddeutschen Lloyd im südamerikanischen Geschäft noch nicht zur Genüge. Der Hauptgrund dafür muß u. a. darin gesucht werden, daß der Norddeutsche Lloyd einige von der Reichsregierung subventionierte Linien unterhält und die Subventionierung erfahrungsgemäß den Unternehmungsgest und die Tatkraft im Reedereifach hemmt, wie es z. B. bei den französischen Messageries Maritimes so eklatant zutage tritt. Erfreulicherweise ist nunmehr auch der Lloyd durch den schärferen Wettkampf in der südatlantischen Dampfschiffahrt zu erhöhter Kampflust angespornt worden und sichtbar bemüht, seine geschwächte Position zu befestigen. Das Unternehmen hat vier Dampfer für die südamerikanische Passagierfahrt, „Sierra Ventana“, „Sierra Nevada“, „Sierra Cordoba“ und „Sierra Salvada“ in Bau gegeben, von denen die „Sierra Ventana“ schon im Januar k. J. die Reise von Bremerhafen nach Südamerika antritt. Die Schwesterschiffe werden sofort nach ihrer Fertigstellung und zwar das letzte spätestens im März in Dienst gestellt. Außerdem werden in der Linie noch die Dampfer „Coburg“ und „Eisenach“ verwendet. Die Fahrten sollen einstweilen in halbmonatlichen Intervallen erfolgen. Von brasilianische Häfen soll vorläufig nur Rio de Janeiro auf der Auswie auf der Rückfahrt angelaufen werden. Der Endhafen der Linie: die man wohl als Schnelldampferlinie bezeichnen darf, ist Buenos Aires. Die Dampfer werden drei Klassen führen. Man kann voraussagen, daß sie sich ebenso die Gunst des reisenden Publikums erobern werden, wie die Dampfer der Hamburg-Buenos Aires-Linie sie sich schon er-

obert haben. Anerkanntermaßen sind die Reisen an Bord der Lloyd-Dampfer ja vortrefflich aufgehoben. Es herrscht auf ihnen militärische Ordnung, eine Ordnung, die man sonst nur noch auf den Hamburger Dampfern trifft. Wir können den Lloyd zur Errichtung der Linie nur beglückwünschen. Bei dem Massenandrang von Reisenden — die Plätze auf allen Linien-Passagierdampfern müssen in der Regel schon monatelang vorher belegt werden — wird auch der finanzielle Erfolg nicht ausbleiben. Zu bedauern ist nur, daß Santos vom Lloyd stiefmütterlich behandelt wird. Notorisch benutzt mindestens die Hälfte aller brasilianischen Reisenden Santos als Einschiffungs- und Ausschiffungshafen.

Es muß jeden Deutschen und besonders die zahlreichen in Südamerika ansässigen Landsleute mit Stolz erfüllen, daß die deutschen Großreedereien der wirtschaftlichen Bedeutung Südamerikas und seiner phänomenalen wirtschaftlichen Expansionskraft das richtige Verständnis entgegenbringen und bestrebt sind, der deutschen Schifffahrt im südatlantischen Ozean zu demselben Ansehen zu verhelfen, wie sie es verdientermaßen schon so lange im nordatlantischen genießt. Die schwarz-weiß-rote Flagge wird zwar im Südatlantik den Union-Jack nicht sobald aus seiner dominierenden Stellung verdrängen, aber hoffentlich wird sie in nicht allzu ferner Zukunft mit diesem auch hier die Wellen beherrschen.

Deutschland und die türkischen Niederlagen in der Presse.

Von Major a. D. Wangemann-Berlin.

Zu dem Thema von den türkischen Niederlagen und dem Werte der deutschen Instruktion und der deutschen Geschütze, das wir schon mehrfach erörtert haben, bringt Herr Major Wangemann noch einige neue wichtige Gesichtspunkte bei, namentlich was die Geschütze anbelangt. Wir glauben daher, daß auch seine Ausführungen das Interesse unserer Leser finden werden. Herr Major Wangemann schreibt:

Der bisherige Kriegsverlauf ist für die Türkei recht unglücklich gewesen. Die Gründe dafür sind zahlreich und naheliegend. Wie es im „Tag“ sehr hübsch dargelegt ist, haben die türkischen Revolutionäre nicht die Zeit gehabt, aus dem Phrasenschwall den konstitutionellen Staat zu entwickeln; die politisierende Soldateska hat die Armee herabgedrückt; Mobilisierung und Aufmarsch der türkischen Truppen waren noch nicht beendet, als die türkische Indolenz durch den Elan der Verbündeten überrascht und überwunden wurde.

Die Franzosen frohlocken und suchen die Ereignisse nach Kräften zum Nachteil Deutschlands auszuschlachten. Deutsche Lehrmeister, deutscher Geist, deutsches Kriegsmaterial sollen an allem schuld sein, und namentlich letzteres wird mit meisterhaftem Zielbewußtsein „in die Köpfe hineingehämmert“.

Leider haben einige deutsche Zeitungen selbst — ohne es zu wollen — eine Handhabe dazu geboten. Als z. B. die „Agence Bulgare“ vom 23. Oktober die ersten größeren bulgarischen Siege meldete und sie zum Teil dem Verhalten der türkischen Artillerie zuschrieb, die schlecht geleitet worden sei, ist bei uns in leicht mißverständlicher Weise darauf hingewiesen worden, daß die Bulgaren französische, die Türken dagegen deutsche Geschütze hätten. Dies haben sich unsere Feinde vom internationalen Pressezusammenhang — wie die „Köln. Ztg.“ sagt — nicht entgehen lassen: „Berlin in Aufregung über

die türkischen Niederlagen; der Kampf der deutschen und französischen Waffen“ heißt ein Artikel der „France Militaire“, der in dem hochtönenden Satze ausklingt: „Tief empfindet man in Deutschland die militärische Niederlage dieser Armee, die von Preußen ausgebildet und mit Kruppschen Kanonen bewaffnet ist“, und der „Temps“ behauptet mit Bezugnahme auf obige Äußerungen sogar, daß der Ruf der deutschen Artillerie von deutschen Blättern selbst in Frage gestellt sei. Die eigene Begeisterung riß dann die Franzosen noch weiter. Ein Korrespondent der französischen Zeitung „Le Journal“ läßt sich von dem Vetter des Königs von Serbien sagen: „Eure Kanonen sind verblüffend (épantants), neben ihnen existiert die türkische Artillerie einfach nicht mehr!“ Gegen solche bodenlose Uebertreibung ist mit Vernunft nicht anzukämpfen. Zwar ist es verständlich, wenn der „Vorwärts“ daraufhin meint, es sei nun die Legende von der Ueberlegenheit der türkischen Artillerie mit ihrem zum größten Teile deutschen Material zerstört, jedoch es fehlt gegen das deutsche Material jede positive Angabe! Es offenbart sich hier wiederum der merkwürdige Kreislauf: aus Berlin lassen sich französische Zeitungen deutschfeindliche Nachrichten nach Paris telegraphieren, und von dort kommen sie uns „durchgesehen und ergänzt“ zurück. Eine deutsche Telegraphenagentur versandte dieser Tage an die Zeitungen solche Nachrichten aus Paris, in denen behauptet wurde, daß die Kruppsgeschütze der Türken in jeder Beziehung schlechter als die französischen Creusotgeschütze seien und sogar die Kanonen der beiden vor zwei Jahren von der Türkei in Deutschland gekauften Kriegsschiffe unbefriedigend seien, woraus es sich erkläre, daß die Beschießung von Varna erfolglos geblieben sei. Die deutschen Zeitungen haben sich diesmal nicht fangen lassen, und die deutschfeindlichen unwahren Nachrichten aus Paris mußten ihre Zuflucht in englischen Zeitungen suchen. Zweifellos haben die Kanonen der beiden alten Kisten, den Umständen entsprechend, unter denen sie verwendet wurden, ihre volle Schuldigkeit getan; daß die Türken die Beschießung von Varna nicht fortführten, hatte bekanntlich ganz andere Gründe.

Die Taktik der Franzosen, mit Schlagworten zu arbeiten, hinter denen nichts steckt, zeigt sich wieder einmal hier in hellstem Lichte. Die deutschen Geschütze von 1870 haben bekanntlich nicht versagt. Die Franzosen haben — obwohl sie als erste das Rohrrücklauf-Feldgeschütz einführten — noch heute kein geeignetes Geschütz für ihre reitende Artillerie und sind im Begriff, hinsichtlich der Feldhaubitzefrage in die deutschen Fußstapfen zu treten. Die Geschütze der deutschen Industrie sind in scharfem Wettbewerb mit den französischen, in weitaus bedeutenderem Maße als diese auf der ganzen Welt zur Einführung gelangt. Noch neuerdings ist ihrem Verhalten im tripolitanischen Feldzug durch den Mund des Generals Manzoli im „Esercito Italiano“ in präziser, sachkundiger Weise das höchste Lob gespendet worden. Und vom gegenwärtigen Kriegsschauplatz sogar liegen Äußerungen vor, die unmöglich wären, wenn das gesamte türkische Artilleriematerial wirklich schlecht wäre. So meldete z. B. ein Drahtbericht der „Frankfurter Zeitung“ einen sehr heftigen Kampf zwischen Bulgaren und Türken bei Domustere in der Gegend von Kotschana, wobei die Ueberlegenheit der türkischen Artillerie sich glänzend geltend machte. Die Bulgaren erlitten schwere Verluste und mußten ihre Stellung räumen. Selbst nach einer ganz in französischem Sinne ausgebeuteten Äußerung des serbischen Kriegsministers

wurden die Kruppschen Feldkanonen von diesem als sehr gut bezeichnet, und dasselbe Urteil findet sich in einer Drahtmeldung der „Köln. Ztg.“ aus Belgrad vom 31. Oktober. Uebrigens vergassen die vorhin erwähnten französischen Reklameartikel gänzlich, daß Bulgarien auch deutsche Geschütze führt, nämlich moderne Rohrrücklauf-Gebirgskanonen, und namentlich, daß es größtenteils Kruppsche Munition verwendet!

Wie den Lesern bekannt, sahen sich auch italienische Blätter veranlaßt, die Ruhmredigkeit der französischen Blätter zurückzuweisen, die behauptet haben, die Bulgaren hätten durch französische Kampfweise ihre Siege errungen. Sehr viele bulgarische Offiziere seien aus der Turiner Kriegsschule hervorgegangen, so General Fitscheff, der Chef des Generalstabes, General Dimitrieff, der Sieger von Kirkkilisse, General Ivanoff, der Befehlshaber der 1. Armee vor Adrianopel, und General-Kavallerie-Inspektor Nazlumoff. Das gleiche gelte für zahlreiche serbische und montenegrinische Offiziere.

Ein anderes angesehenes Auslandsblatt, die englische „St. James-Gazette“, die die „Kölnische Zeitung“ zitiert, wendet sich ebenfalls gegen das deutschfeindliche französische Gerede. Die Verbündeten waren nicht nur bereit, sondern auch gewillt, wohlgegen die Türken weder als kriegsbereit, noch soüderlich willig hätten bezeichnet werden können. Es ist abgeschmackt, den Sieg auf Waffenmuster zurückzuführen, wo die Menschenmuster so auffallend in die Augen fallen.

Bei Kirkkilisse hat offenbar vor den tapferen Bulgaren die türkische Disziplin versagt; nach einer Lesart ist die Munition ausgegangen. Eine deutsche Zeitung hat daran erinnert, daß der von Verfolgungswahn gepeitschte frühere Sultan 'Abdül-Hamid niemals Uebungen mit scharfen Patronen gestattet und daß die deutsche Offiziere in ihrer Reformarbeit gerade durch den Mann gehemmt wurden, der sie herangezogen hatte, sodaß sie große Enttäuschungen erlebte!

Es muß daher mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden, wenn in der französischen Presse mit Bezug auf die gegenwärtigen Ereignisse die Behauptung aufgestellt wird, es rechtfertigten sich in der Türkei die Warnungen vor der Freundschaft, der Ausbildung, den Ratschlägen und dem Kriegsmaterial aus Deutschland. Es dürfte für jeden Einsichtigen sich aus der obigen Uebersicht ergeben, welchen Beweggründen die französischen Angriffe entspringen, und auch, wie recht eine deutsche Zeitung hatte, die kürzlich sagte, die Freude der Pariser über Deutschlands angebliche militärische Niederlage auf dem Kriegsschauplatz zerrinne bei näherem Zusehen in nichts als Redensarten. Zum Schluß möchten wir nochmals vor denjenigen Presseagenturen warnen, die uns mit solchen deutschfeindlichen Phrasen versorgen. Wie unlängst eine deutsche literarische Zeitschrift sagte, sollte man solche Geschäftsleute „bei den Ohren aus ihrem Tintenfaß ans Licht ziehen, um sie ihrer Leichtfertigkeit willen wie eine Blattlaus zu zerquetschen, im Bewußtsein, ein allen braven Journalisten wohlgefälliges Werk zu tun.“

Brief aus Albanien.

Skutari, am 1. Oktober 1912.

Den Anlaß zu diesen Zeilen gaben Sie selbst, oder vielmehr der Artikel „Aus dem europäischen Wildparke“ in Ihrem geschätzten Blatte vom 3. und 4. Juli a. c., in welchem Herr Karl Weil sehr zutreffend

und faßlich Ihrem werten Leserkreise ein Bild des heutigen Albanien und die Ursachen der vielen Unbillen und unhaltbaren Zustände geschildert hat. Heute, wo die Balkanpolitik in eine neue Phase ihrer Entwicklung zu treten scheint, will ich es versuchen, Ihnen, und durch Sie vielleicht einem größeren Kreise, über manches eine Aufklärung zu geben.

Die heutigen Zustände des osmanischen Reiches gleichen jenen, wie sie die griechische Revolution zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schuf. Auch heute ist es einigen Agitatoren gelungen, die Ruhe friedlicher Provinzen zu stören, Haß und Verfolgung zwischen Völkern zu erwecken, die Jahrhunderte lang, vielleicht glücklich unter gleichen Sitten und Gebräuchen gelebt und die sich stets nur in Bezug auf ihre Religion verschieden gehalten haben.

Banden und revolutionäre Komitees sind es auch heute, die genau nach dem Muster der griechischen Hetären gebildet, der heiligen Sache der Freiheit wegen wehrlose Menschen töten, Dörfer und Städte anzünden, und dabei das Mitleid der zivilisierten Welt anrufen, das auch wieder in der Entente einiger Mächte, zur Beruhigung des Balkans, sich kundgibt. Uns Albanesen mißfällt eine schnelle Lösung der Balkanfrage! Sie kann, nach dem Zustande gerechnet, in dem wir Albanesen uns heute befinden, nur schaden, niemals nutzen. Das Volk ist noch nicht auf jener geistigen Höhe, auf der es gegen fremde Aspirationen siegreich ankämpfen könnte. Der Albanese ist noch nicht zum Nationalbewußtsein gelangt und darum mußte er in der Menge der ihn umgebenden Völker eine untergeordnete Stellung einnehmen. Sein stolzer, ehrgeiziger, habgieriger Charakter lehnt sich gegen jede Herabsetzung auf, er würde aber dennoch dem fremden Idiom, der fremden Nationalität, die ihm die kulturfähigste erscheint, vor der seinigen den Vorzug geben. Eine derartige Metamorphose ist gleichbedeutend mit unserer Vernichtung und wir halten uns für verpflichtet, nach Kräften dagegen zu kämpfen.

Hier glaube ich näher bestimmen zu müssen, was wir erhoffen! Man ist geneigt, die Ansprüche der Balkanvölker mit einem skeptischen Lächeln zu erwarten. In ihnen ist in der Tat alles — „groß“ — wie die Phantasie, die sie erzeugt. . . Doch vielleicht mit Recht! Denn, wer ein Klein-Griechenland, Bulgarien, Serbien, Montenegro, auf dem morschen Boden des Balkans aufschließen gesehen hat, kann sich auch leicht ein größeres Format dieser Pilze vorstellen. Anders ist es mit uns Albanesen! Uns fehlen selbst die kleinsten Grundlagen, um darauf größere Luftschlösser bauen zu können. Wir haben nicht nur ein Klein-Albanien gesehen, sondern sind fast zur Einsicht gekommen, daß es überhaupt keines gibt. Der gebildete Teil der Albanesen, der auf den in politischen Fragen ganz willenlosen Demos einen Einfluß hat, ist in den Ansichten und Hoffnungen vollkommen einig.

Nach dem Laufe der Dinge zu urteilen, ist die Zukunft der türkischen Herrschaft in Albanien nur kurz bemessen. Ihr Untergang, welcher Art er auch sein, welche Folgen er auch haben mag, wird uns schwer treffen, während andererseits der Fortbestand der heutigen Zustände für uns die verderblichsten Wirkungen haben muß. Nicht als ob wir unter dem jetzigen Regime mehr zu leiden hätten, als alle anderen Völker. Im Gegenteil, man ist eher geneigt, den Albanesen lokale Autonomie zu geben, sie freier schalten und walten zu lassen. Aber diese sogenannte Freiheit ist unser Verderben.

Wir sind weit davon entfernt, durch die Gunst, mit der das heutige Regime uns überhäuft, über die Zukunft unseres Landes beruhigt oder ihr gegenüber gleichgültig zu werden und wir wünschen

sehnlich, daß an Stelle dieser auf Kosten der ganzen Bevölkerung gehenden Begünstigung einzelner Familien und Stämme, ein gerechtes, dem Volksgeiste angepaßtes osmanisches Verwaltungswesen trete. Wenn ich das Wort — osmanisch — betone, so liegt der Grund darin, weil ich der Ansicht bin, daß die Albanesen vorerst nur unter dem Schutze osmanischer Verwaltung bestehen und gedeihen können. Glauben Sie nicht, daß mich zu dieser Ansicht religiöse Gründe bewegen, denn in weit höherem Maße sind es nationalökonomische. Unter nahezu 1.800.000 Albanesen gibt es fast 1.000.000 Mohamedaner. Die religiösen Bande, die diese mit den Türken verbinden, verdrängen heute vor ihren Augen den nationalen Kontrast, der sie trennt. Die Blüte der albanesischen Jugend findet deshalb unter ihren Fahnen in ihren Aemtern ein erschöpfendes Wirkungsgebiet. Dieser Umstand ist ausschlaggebend bei einem armen Volke wie die Albanesen. Wir wissen zwar, daß dies mit der Zeit anders werden muß, daß die pantürkischen Ideen überhandnehmend, uns diese Wege verschließen werden. Aber bis dahin bilden die heutigen Zustände ein gewaltiges Bindemittel zwischen dem osmanischen Reiche und der geistigen Elite der Albanesen und das kann für die Meinung des Demos und die Ruhe des Landes schwerwiegend sein! Vielleicht sind auch diese Schreckbilder einer unsicheren Zukunft für die meisten kein Geheimnis mehr. Diese Zukunft aber zeigt sich so trostlos, daß wir uns keine andere Lösung vorstellen können, die nicht noch ärger wäre. Es fehlt uns der Geist, die Willenskraft, der moralische und vielleicht auch der physische Halt einer äußeren Unterstützung, kurz die Zuversicht in uns selbst, um zu versuchen, dem Schicksal eine bessere Zukunft abzuwenden. Deshalb geben sich die meisten mit den jetzigen Zuständen zufrieden und sehen scheinbar passiv dem sicheren Verderben ihres Volkes zu. Gestatten Sie mir, daß ich hier präzisiere!

Was wir wünschen? Vor allem: Sprachfreiheit! Wir sollen nicht nur albanisch sprechen, sondern auch schreiben und lesen dürfen, ohne daß man den Schreiber eines unschuldigst in unserer Sprache gekritzelten Zettels als einen Hochverräter anklagt und wie einen Mörder verfolgt. Kurz, wir verlangen, daß man uns in dieser Beziehung die gleichen Rechte gibt, wie allen anderen Untertanen des osmanischen Reiches. Wir verlangen weiter, daß auch in unsere zwei Vilajets Jannina und Skutari die Reformen durchgeführt werden, für die man nur die drei macedonischen geeignet gehalten hat. Sollte dies unmöglich sein, dann wären jene Albanesen, die den Hauptteil der Bevölkerung Kossovos und Monastirs bilden, von den macedonischen Vilajets und ihren Reformen trennen, um aus dem Ganzen eine nur von Albanesen bevölkerte Provinz zu bilden. Es ist unser lebhaftester und wahrlich nicht unbescheidener Wunsch.

Wir wünschen Ordnung in den Finanzen! Man soll nicht die aus dem Blute der armen Bevölkerung gesogenen Steuern dem willkürlichen Ermessen eines Herrschers überlassen, damit er sie in Monatsgehältern von 40.000 Franken für seine Großvezier, Scheich-ül-Islam oder Kriegsminister, oder für seine Günstlinge verpraßt, während die in Mittelalbanien ausgehobenen Bataillone an Geld und Proviantmangel zu leiden haben. Wir erachten es weiter für geboten, daß im Kriegsfall für unsere Landesgrenzen wenigstens, alle Albanesen, ohne Unterschied der Religion unter die Fahnen geordneter Regimenter einberufen werden; daß man die Sonderstellungen der Katholiken und Bewohner des Sandschak Skutari aufhebt; daß ein gleichmäßig strenges, dem Volksgeiste angepaßtes Verwaltungs-

system durchgeführt werde, wozu der Regierung die Mithilfe aller aufgeklärten Albanesen sicher steht.

Mit einem Worte, wir wollen, daß auch bei uns geordnete Zustände an Stelle der heutigen Anarchie und des machiavellistischen Administrationswesens eintreten, damit auch wir unseren Nachbarvölkern ebenbürtig werden können. Wenn auch heutzutage in wenigen Gebieten der unwissende Teil einer unzurechnungsfähigen Bevölkerung, durch die Emissäre der Jildiz aufgestachelt, sich in Excesse verirrt, die nichts weniger als kulturfreundlich erscheinen, baue ich trotzdem auf die geistigen Fähigkeiten der Albanesen. Diese Hoffnung wird mich nicht täuschen.

Nun — Sie mögen vielleicht Recht haben, wenn Sie mir jetzt als Antwort das alte Sprichwort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ entgegenrufen. Ganz richtig! Wir sind auch keiner Beachtung würdig, nachdem wir uns selbst nicht helfen können. Aber wir erwarten ja nichts, wir verlangen nichts! Nur eine moralische Stütze wollen wir, um handeln zu können, ohne schon im Vorhinein gerichtet zu werden! Was haben die anderen Balkanvölker schon von der zivilisierten Welt erhalten? Weit mehr als wir heute verlangen! Verlangt, ich wiederhole es: aber nur von einem Staate, weil dieser uns, durch eigene Interessen verpflichtet, helfen kann, helfen muß. Welche andere Macht kann aber für uns Albanesen hier in Betracht kommen, als Oesterreich-Ungarn? Wir wünschen, wenn einst die Flagge des Halbmondes an der Küste der Adria zu flattern aufgehört haben wird, unter eine Vormundschaft zu treten, die unsere Vergangenheit nicht zu sehr beklagen läßt und unter der wenigstens unsere nationale Zukunft sichergestellt sein wird. Und dazu wüßte ich keinen geeigneteren Staat als die österreichisch-ungarische Monarchie. Sie allein kann das Erbe antreten, weil wir versichert sind, daß dort, wo heute so viele Nationen nebeneinander unter einem Scepter vereint leben, auch wir bestehen und gedeihen können. Die Monarchie hat in wahrhaft uneigennütziger Weise allen ihren Angehörigen Nationalität und Sprache erhalten, die in den zivilisierten Nachbarstaaten den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt sind. Polen, Italiener, Rumänen etc. finden in ihr eine mehr als väterliche Regierung, während sie anderswo Verfolgungen zu dulden haben. Materielle Gründe sind also weit mehr die Ursache unserer Sympathien zu Oesterreich als einfache Herzensneigungen und als Albanese gebietet es mir meine Einsicht, dort das Glück meines Volkes zu suchen, wo es für uns am sichersten erscheint.

Wir stehen in Europa, es ist kaum nötig zu wiederholen, in einem äußerst schlechten Rufe. Raub, Mord, Faulheit, Grausamkeit und alle denkbar schlechtesten Eigenschaften werden uns vorgeworfen. Das mag vielleicht der Grund sein, warum ein jeder, der nur einigermaßen auf Kultur Anspruch macht, sich unserer nicht annehmen will. Aber man hat Unrecht! Ich gebe zu, daß in unserem Lande Zustände herrschen, für die dem zivilisierten Abendländer der Maßstab fehlt. Aber sind wir allein daran schuld? Bedenken Sie doch, was aus einem Kinde von lebhaftem Temperament wird, wenn man es ohne Erziehung läßt, wenn es nur unter schlechtesten Beispielen aufwächst, wenn man es unverteut bestraft oder belohnt, und sagen Sie mir, ob man von den Albanesen nach einer solchen Erziehung während 400 Jahre andere Erfolge als die gegenwärtigen erwarten darf? Trotzdem kann ich sagen, daß sie weit besser sind. Die Ursache ist in der Anlage dieses Volkes zu suchen, das weit mehr zum Guten als zum Bösen geneigt ist. Und da wir schon von diesen den Albanesen ausschließlich zugem-

teten Eigenschaften reden, gestatten Sie mir zu fragen: Weswegen klagt man uns mehr als die anderen Balkanvölker an? Man kennt die Albanesen nicht und man bricht, ohne sich überhaupt belehren lassen zu wollen a priori den Stab über sie. Ich bedauere, daß man die Berichte der österreichisch-ungarischen Konsularämter so wenig in Betracht zieht, sonst würde sicherlich die allgemeine Meinung eine andere sein. Halten Sie die Albanesen von Kossovo, die als die wildesten verrufen sind, wirklich für wilder als die zivilisierten Banden der Bulgaren, Serben und Griechen? Muß man, um vor den Augen der Ententemächte eine gewisse Beachtung zu verdienen, mit Bomben dort seine Rechte wahren wollen, wo man überhaupt keine Ansprüche haben sollte? Sind die einzelnen Mordfälle strafbarer weil diese Taten von Albanesen verübt worden sind? Freilich, hinter einer jeden bulgarischen, serbischen oder griechischen Schandtat steht der große Deckmantel ihres eigenen Mutterlandes oder gar der einer Botschaft, die dem türkischen Militär Strenge mit Glacéhandschuhen zu gebieten weiß. Unser größter Fehler ist eben der, daß wir keinen solchen Deckmantel haben.

Ich habe die heutige Situation in Albanien, unser Wünschen und Fühlen kurz darzustellen versucht; ich hoffe, Sie werden zugeben, daß dieselben nicht zu übertrieben, nicht zu illusorisch sind. Man muß doch einsehen, daß ein jedes Volk seine Integrität und die seines Landes erstrebt. Wir wollen keine Selbstständigkeit! Diese können wir weder erlangen, noch bewahren, wenn man sie uns auch geben würde. Heute unter den Osmanen sind wir Albanesen doch wenigstens alle unter einer Herrschaft vereint. Diese Einigkeit, wenn auch die Souveränität wechseln sollte, muß uns bleiben. Eine Aufteilung des heute von Albanesen bewohnten Gebietes unter verschiedene Staaten, wäre unser Vernichtung, und gegen diese müssen wir ankämpfen. Wenn dann einst die letzte Stufe der osmanischen Herrschaft auf dem Balkan geschlagen haben wird, verlangen wir nichts anderes, als daß man auch unsere Existenz als Volk in Betracht zieht, gerade so gut, wie man es mit allen anderen Völkern des Balkans gemacht hat; daß man uns die Rechte und Pflichten vorschreibt, die zu Glück und Segen führen. Die Form überlassen wir dem Gutachten der zivilisierten Welt und wir können nur hoffen, daß uns ein Staat wie Oesterreich-Ungarn unter seine wohlwollende Vormundschaft nehmen wird. Dadurch wenigstens wird unsere innere Ruhe, unsere Einigkeit gesichert werden.

Wir wollen nicht geteilt werden, das ist unser schlichster Wunsch!

Wird man ihn, was uns leider sehr wahrscheinlich erscheint, nicht in Betracht ziehen, wird man unser Vaterland, unsere Nation gegen alles Menschenrecht unter verschiedene Staaten aufteilen, dann werden wir uns dagegen wehren! Nicht weil wir darin einen besseren Ausgang unserer Geschichte erwarten, nein — nur weil wir damit einen edleren Weg zu wählen glauben, um endgiltig zu verschwinden. Unsere Mittel sind wohl gering aber nicht zu unterbewaffneten Bevölkerung 270.000 Mausegewehre, schützen, wenn man bedenkt, daß einer vollständigen mehrere Millionen Patronen, mehrere hundert albanesische Offiziere, derzeit in türkischen Diensten, und eine der unzugänglichsten Gegenden Europas zu ihrer Verteidigung zur Verfügung stehen.

Aber weshalb sollen wir heute schon so schwarz sehen; wir hoffen vielmehr, daß uns der Genius der Zivilisation in bessere Zeiten geleiten wird.

Mit dieser Hoffnung und besten Grüßen will ich meine Zeilen schließen. W.

Der französische Artilleriehauptmann Periquet, der in Anerkennung seiner Trasierung für die Gabunbahn zum Kolonialadministrator ernannt wurde und an der Spitze der zur Feststellung der neuen Kongo-Kamerun-Grenze eingesetzten Mission steht, erklärte einem Berichterstatter, die beiderseitigen Missionen hätten volle Freiheit, behufs Erzielung einer genauen und vereinfachten Abgrenzung an jedem beliebigen Punkte der ungeheuren Grenzlinie erforderlichenfalls gegenseitige Zugeständnisse zu machen. Man werde auch die in Französisch-Aequatorial-Afrika, in Kamerun und in Belgisch-Kongo bestehenden Stationen benutzen und auch mittels Flugdrachens funkentelegraphische Verbindungen herzustellen trachten. Ausserdem werde die Mission die Wasserläufe und Gebirgsflüsse des ganzen Gebietes durchforschen, naturwissenschaftliche und ethnographische Forschungen anstellen, die Ursache zu ermitteln suchen, warum dieser Teil bevölkert, ein anderer aber öde ist usw. Die französische und die deutsche Mission werde jede für sich arbeiten und dann ihre Ergebnisse vergleichen. Da es sich um streng wissenschaftliche Arbeiten handle, müßten diese Ergebnisse stimmen, falls nicht irgendwo ein Irrtum unterlaufe. Da auf beiden Seiten ein gleicher Geist der Gerechtigkeit herrsche, sei zu hoffen, daß man zu einem guten Ergebnis gelangen werde. Die Mitglieder der französischen Mission, die in zwei Gruppen, eine für Südkamerun, die andere für die Ostkamerungrenzen zerfallen wird, würden am 1. Dezember 1912 an Ort und Stelle eintreffen.

Riesiger Rheinturm. Der nunmehr 25 Jahre alte Eiffelturm in Paris hat zwar die Originalität des Gedankens: die Bedeutung der Eisenindustrie durch ein Wunderwerk der Ingenieurkunst zum Ausdruck zu bringen, vorweggenommen, aber auch auf diesem Gebiete des Denkmalbaues gibt es eine Entwicklung, das beweist der kürzlich in der „Bauwelt“ veröffentlichte Plan eines Rheinturmes von 500 Meter Höhe bei Düsseldorf. Ingenieur Franz Czech und Architekt Franz Paetz wollen mit diesem Turm ein Weltausstellungswerk schaffen, das im Sinne des Eiffelturmes ein Denkmal der gewaltigen, alles überragenden deutschen Eisenindustrie sein würde. Das Originelle des Düsseldorfer Eiffels ist sein Bauplatz und die Durchführung des Baugedankens. Der Turm soll nämlich der Hauptbestandteil einer neuen Rheinbrücke werden. Mit dieser Zweckbestimmung wird ein großer Teil der Baukosten gerechtfertigt, zumal der Bau einer neuen, in der Fahrbahnbreite und Tragfähigkeit dem neuzeitlichen Verkehr entsprechenden Straßenbrücke in der Lage gegen die Golzheimer Heide zu für Düsseldorf eine Frage der nächsten Zukunft ist. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Baukosten glauben die Verfasser aus den Eintrittsgeldern für die Aufahrt zur Turmspitze und aus dem Restaurationsbetrieb auf der Kopfplattform — zumal zur Zeit einer Ausstellung — aufbringen zu können. Eine weitere und sehr wichtige Nutzbewerbung des Turmes läge in seiner Bestimmung als Station für drahtlose Telegraphie, für meteorologische Beobachtungen und als Richtungspunkt für die Luftschiffahrt. Vom bautechnischen und architektonischen Standpunkt betrachtet, bietet der Rheinturm-Plan, der riesenhaften Aufgabe entsprechend, eine Menge beachtenswerter Einzelheiten. Die Grundlage für den Turm querüber zum Rhein bildet eine Bogenbrücke mit zwei Oeffnungen von je 195 Meter Stützweite und 16 Meter Hauptträgerentfernung nach dem neuen

Vierendeel-System, einer Erfindung des Professors Vierendeel in Brügge. In der Stromrichtung stützt sich der Turm auf zwei Pfeiler, die sich mit dem Mittelpfeiler der Brücke decken und 195 Meter auseinander stehen. Diese Turmstützen steigen in einem mächtigen Bogen, der an den Widerlagern durch ein Zugband verbunden ist, bis zur Höhe von 95 Meter an, von wo ab der Turmaufbau nach beiden Achsen symmetrisch in die Höhe schießt. Quer zur Stromrichtung stützt sich der Turm mit zwei Strebern auf die Hauptträger der Brücke. Von der Vereinigung des einteiligen Unterbaues an verläuft der Turm bis zur Plattform in 450 Meter Höhe, über einer quatriscchen Grundform sich allmählich verjüngend, dann gegen die Plattform, dem eigentlichen Kopf, zu etwas schärfer zunehmend. Auf der Plattform erhebt sich über einer Grundfläche von 25 Meter im Geviert die eigentliche Spitze bis zur Höhe von 500 Meter von Oberkante Brückenfahrbahn aus gemessen. Zwei Aufzüge von etwa 5,25 Meter Grundfläche sollen den Verkehr vermitteln. Ein geräumiger Fachwerkbau über der Plattform enthält die Wirtschaftsräumlichkeiten und die Maschinerie der Aufzüge. Von hier aus bis zur Turmspitze führt eine Wendeltreppe. Mag auch die Verwirklichung des Bauplanes, der der deutschen Eisenindustrie und der ganzen Nation ein Denkmal von bisher unerreichter Kühnheit schaffen will, an geldlichen Schwierigkeiten scheitern, die Technik kann sich im Geiste mit diesem phantasievollen Plan messen, ohne daß ihr der Gedanke aufkäme, vor einer Unmöglichkeit zu stehen oder phantastisch zu wirken. Eine andere Frage ist die ästhetische Wirkung dieses Riesenturmes in seiner Lage über einem fließenden Wasser; denn daß die eigentliche Brücke im Gesamteindrucke völlig ausfällt, bedarf wohl keiner Darlegung.

Künstliche Veteranen aus dem Jahre 1812. Die Kommission in Petersburg, der die Nachprüfung des Alters der Veteranen aus dem Jahre 1812 anvertraut ist, hat festgestellt, daß drei Veteranen an den Befreiungskriegen nicht teilgenommen haben können, weil sie damals erst 5 oder 6 Jahre alt waren. Man hatte die alten Leute überredet, sich als Kriegsteilnehmer auszugeben und ihnen sogar alte Waffen aus dieser Zeit ins Haus gebracht. Jeder Veteran soll bekanntlich 3000 Rubel erhalten.

Freilassung des ungarischen Abgeordneten Kovacs. Der ärztliche Senat hat in seiner Entscheidung ausgesprochen, daß der Abgeordnete Kovacs das Attentat gegen den Präsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses Grafen Tisza „in momentaner Sinnesverwirrung“ und unfreier Willensäußerung getan habe. Es wird daher seine Freilassung in Kürze erfolgen. Man glaubt, daß das Verfahren gegen ihn sofort eingestellt werden wird.

Neunzig Grubenarbeiter von der Außenwelt abgeschnitten. In den Bergwerken von North-Llyell in Tasmanien ist in einer Tiefe von 230 Meter eine Feuersbrunst ausgebrochen. Im Bergwerk sind 90 Grubenarbeiter abgeschnitten. Bisher konnte nur die Leiche eines Bergmanns zutage gefördert werden. Eine spätere Meldung besagt: Es sind Anzeichen vorhanden, daß das Feuer auf der Grube North-Llyell aufgehört hat. Einer der Geretteten drang später bis zur 700- und 800-Fuß-Sohle vor. der Generaldirektor der Grube glaubt zuversichtlich, daß die meisten Bergleute in Sicherheit sind. Das Feuer entstand durch ein Unglück an einem Motor für das Pumpwerk auf der 700-Fuß-Sohle.

Elektrische Triebwagen mit Diesel-Motoren. Vor kurzem wurden von der preußischen Eisenbahnverwaltung Versuche angestellt, bei den

Triebwagen die Akkumulatoren durch eine verbrennungs-elektrische Maschine zu ersetzen, die mit einem elektrischen Stromerzeuger direkt gekuppelt ist. Die Brown, Boveri & Cie. A.-G. hat zuerst die Verwendung von Diesel-Motoren als Antriebsmaschine des elektrischen Kraftzeugers vorgeschlagen und daraufhin von den sächsischen und preußischen Staatseisenbahnen je zwei Diesel-elektrische Triebwagen in Auftrag erhalten. Der Diesel-Motor ist hier direkt gekuppelt mit dem Stromerzeuger, der seinerseits direkt den Antriebsmotor speist.

Eisenbahnunglück. Auf der Bahnstrecke Tunis—Kalaadjerda stürzte eine Brücke in dem Augenblick ein, als ein Personenzug darüberfuhr. Die Lokomotive und mehrere Wagen stürzten in das ausgetrocknete Flußbett. Zwei Eisenbahnbedienstete und ein Reisender wurden getötet und zehn Personen verwundet.

Julius Maggi †. In Zürich ist im 66. Lebensjahr Jul. Maggi, der Chef und Begründer der weltbekannten Firma für Nahrungsmittel, Konserven, Bouillonkapseln, besonders auch Suppenwürze, die nach geheim gehaltenem Verfahren aus Gemüse und Küchenkräutern hergestellt wird, gestorben.

Wissenschaftliche Stiftungen. In letzter Zeit sind mehrere größere Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke von der Industrie gemacht worden. Wie die „Chemiker-Zeitung“ berichtet, erhielt Geh. Rat Prof. R. Meyer in Braunschweig von der Jubiläumstiftung der Deutschen Industrie den Betrag von 3000 Mark zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Kondensation des Azetylen's. Ebenso wurde Geh. Rat Prof. Nernst in Berlin zur Unterstützung seiner physikalisch-chemischen Arbeiten von dem belgischen Industriellen Ernest Solvay für drei Jahre die Summe von jährlich 10.000 Franken überwiesen. Die Technische Hochschule in Dresden erhielt von dem dortigen Kommerzienrat Max Elb aus Anlaß seines 40jährigen Geschäftsjubiläums eine Stiftung von 20.000 Mark für Chemie-studierende.

Auflassung der Pariser Befestigungswerke. Ueber die nach 27 jährigen Verhandlungen zwischen dem Staate und der Stadt Paris erfolgte Einigung wegen der Ueberlassung der Befestigungen wird gemeldet: Die Stadtgemeinde zahlt für die durch die Auflassung der Befestigung freiwerdenden Grundstücke und für das daran angrenzende Gelände, die sogenannte Militärzone, die zusammen rund 1200 Hektar umfassen, hundert Millionen an den Fiskus. 500 Hektar muß die Stadt für Parkanlagen und Spielplätze verwenden, 360 Hektar werden als Bauplätze verkauft werden. Das Kriegsministerium will diese Gelegenheit benutzen, um eine Anzahl Kasernen aus dem Innern von Paris nach der Peripherie oder in die unmittelbare Umgebung der Hauptstadt zu verlegen.

Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie und Telephonie. Ein junger französischer Physiker, Julien Bethenod, einer der Lieblingsschüler des jüngst verstorbenen Mathematikers und Physikers Henry Poincaré und ein persönlicher Freund des Erfinders Branly, will eine epochemachende Erfindung gemacht haben, wodurch es möglich würde, mehrere Stationen für drahtlose Telegraphie und Telephonie in unmittelbarer Nähe einzurichten, ohne daß sie sich gegenseitig in ihrer Tätigkeit störten. Mit Hilfe seines neuen Apparates, der keine Funken entsendet, sondern nur geräuschlose Wellen, würde man bis zu 200 Worte in der Minute telegraphieren können, während bis jetzt 15 Worte das Maximum waren, gewöhnlich aber nur sieben bis zehn Worte erreicht wurden. Bethenod's Apparat soll sich durch größte Einfachheit aus-

zeichnen, wodurch wesentlich an Installationskosten gespart würde. Eine seiner neuen Stationen, die zehn telegraphische Drahtlinien ersetzen kann, würde etwa nur eine Million kosten, während ein einziges Kabel auf zwanzig Millionen zu stehen kam. Auch das Problem der drahtlosen Telephonie soll verwirklicht werden, da durch den neuen Apparat bis zu 20.000 Schwingungen in der Sekunde erreicht werden, was für die Ausnützung der menschlichen Stimme genügen würde. Es wird bemerkt, daß man in Deutschland in der letzten Zeit Versuche in der gleichen Richtung gemacht hat, ohne jedoch zu einem abschließenden Ergebnis gelangt zu sein. Der Apparat soll anstatt der bisher für drahtlose Telegraphie erforderlichen sechs Hauptlinien nur zwei benötigen. Die von dem Apparat erzeugten Wellen sind der betreffenden Antenne genau angepaßt, so daß sie von anderen Antennen beim Geben oder Empfangen nicht aufgenommen werden können. Die große Schnelligkeit der Transmission wird durch ein eigenartiges System perforierter Ströfen erreicht.

Hamburg-Amerika-Linie und Panamakanal. Generaldirektor Ballin trat an Bord der „Kaiserin Augusta Viktoria“ seine Reise nach Nordamerika an. Die Reise steht, wie allgemein angenommen wird, mit der bereits für das kommende Jahr in Aussicht genommenen Eröffnung des Panamakanals in Verbindung. Begleitet wird Generaldirektor Ballin, wie dem Hamburgischen Korrespondenten mitgeteilt wird, auf dieser Reise von den Direktoren Dr. Heckscher, Huldemann, Naht, Polis und zwei Sekretären.

Die Preise der Berliner Herbstflugwoche sind kürzlich zur Verteilung gelangt. Das meiste Geld gewann mit 5563,66 Mark Rupp auf Albatros-Doppeldecker; Schmidt auf Kühlstein-Torpedo-Eindecker erhielt 3211,07 Mark; Krüger auf Harlan-Eindecker 3074,73 Mark; Stöffler auf L. V. G.-Eindecker 2625,39 Mark; Büchner auf Aviatik-Doppeldecker 2000 Mark. Die übrigen Flieger gewannen weniger als 2000 Mark. Die kleinste Summe erhielt mit 16,61 Mark Janisch auf Ago-Doppeldecker für einen 6 Minutenflug. Von 41.000 Mark kamen 4500 Mark nicht zur Verteilung.

Das Testament eines Salpeter-Königs. Unter diesem Stichwort veröffentlichen die englischen Zeitungen Einzelheiten aus dem Testament des kürzlich in Liverpool verstorbenen Herrn Hans Kaspar Schintz von Zürich. Das in England liegende Vermögen wurde auf 23.750.000 Franken eingeschätzt und der Wert seines Vermögens in der Schweiz und in Südamerika auf weitere 7.500.000 Franken angeschlagen. Einer der Zeitungen entnimmt die „Zürcher Post“ folgende wörtliche Notiz: „Herr Schintz war als einer der Salpeter-Könige bekannt. Geboren in Zürich vor 74 Jahren, ging er vor mehr als einem halben Jahrhundert nach Liverpool, wo er sich naturalisieren ließ und nach und nach ein großes Geschäft mit Südamerika aufbaute. Er nahm keinen Anteil am öffentlichen Leben, er war aber als Gönner zahlreicher Wohltätigkeitsanstalten bekannt. Testamentarisch vermachte er das Gehalt für zwei Jahre an alle Angestellten seines Geschäftes, die länger als fünf Jahre in seinem Dienst geblieben waren und ein Gehalt von 2500 Franken oder mehr bezogen. Er hinterließ seinem Kassierer 75.000 Franken, 7500 Franken seinem Kutscher, 5000 Franken der Haushälterin und 87.000 Franken dem Geschäftsführer einer französischen Gesellschaft, wovon er selbst Präsident war. Das Testament enthält große Familienvermächtnisse, und Herr Schintz bestimmte schließlich, daß die Summe von 7.500.000 Franken einen unantastbaren

Familienfond für seine beiden Töchter bilden sollten, wovon die eine verheiratet, die andere unverheiratet ist. Er machte dabei die Bedingung, daß im Falle eine seiner Töchter oder irgend einer ihrer direkten Nachkommen je zum römisch-katholischen Glauben übertreten oder ein Mitglied dieser Kirche heiraten sollte, der oder die Betreffende von allem weiteren Vermögensgenuß ausgeschlossen werden sollte.“ Vorläufig sind dem englischen Fiskus . . . 4.700.000 Franken bezahlt worden. Der verstorbene Herr Schintz war Eigentümer eines stattlichen Hauses mit Garten an der mittleren Bahnhofstraße in Zürich, das seit Jahren nur teilweise bewohnt war. Er schrieb seinen Namen in England mit tz (Schintz), um den Engländern die richtige Aussprache zu ermöglichen.

Marconi als Kläger vor den Berliner Gerichten. Der Untergang der Titanic bildet den Mittelpunkt einer Privatklage, die vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte ausgefochten wird. Guglielmo Marconi zu Englehurst, Fowley in England, und Godfrey Charles Isaacs, der Direktor der in London domicilierenden Marconi-Gesellschaft, haben Klage erhoben gegen den verantwortlichen Redakteur der Welt am Montag. Sie fühlen sich durch einen Artikel beleidigt, der unter der Ueberschrift „Der Gemütsmensch Marconi“ behauptete, Marconi habe geduldet, daß die Gesellschaft die Katastrophe zu selbstsüchtigen Zwecken ausgebeutet habe, der Telegraphist der Carpathia sei von der Gesellschaft veranlaßt worden, Nachrichten über das Unglück zurückzuhalten, es sei Profitjägerei betrieben worden usw. Alle diese Behauptungen sollen, wie in der Privatklage ausgeführt wird, völlig erfunden sein. Es ist ein umfangreicher Beweis angeboten, u. a. wird auf die Akten der Untersuchungskommission Bezug genommen und das Zeugnis des Senators Smith sowie mehrerer bei dem Unglück in Aktion getretener Personen verlangt.

Das Gewehrfeuer gegen Flugzeuge, das auch während der Kaisermanöver in Sachsen markiert wurde, dürfte sich im Ernstfalle als so gut wie wirkungslos erweisen. Das haben bereits die Erfahrungen der Italiener im Tripoliskriege ergeben, wurde aber auch kürzlich bei Schießversuchen auf dem französischen Truppenübungsplatz von Chalons aufs neue bestätigt. In Chalons wurden als Ziele Drachen in Form und Größe von Flugzeugen verwendet die durch Automobile mit einer Stundengeschwindigkeit von 60 Kilometern über den Schießplatz geschleppt wurden. Die Scheibe war 6 Meter lang und 7 Meter breit. Dagegen schossen 100 Mann auf 800—900 Meter Entfernung durchschnittlich 9 Patronen. Die Scheibe wies nur 15 Treffer gleich 1,3 Prozent der abgegebenen Schüsse auf. Auch beim Schießen mit Maschinengewehren wurden keine besseren Ergebnisse erzielt, die noch weit geringer sein werden, wenn es sich um wirkliche Flugzeuge handelt, die Höhen von mehr als 1000 Meter aufsuchen und mit 100 Kilometer-Stundengeschwindigkeit durch die Luft knattern.

Durch den Todessturz des bayerischen Fliegerleutnants Hamburger vom Infanterie-Regiment 16 in Passau, der auf dem Münchener Flugplatz Oberwiesenfeld mit einem Otto-Doppeldecker aus 70 Meter Höhe zur Erde niedersauste, hat das deutsche Fliegerkorps einen neuen Verlust erlitten. Hamburger, der erst kürzlich zur Fliegerkompagnie nach München kommandiert worden war, wurde mit gespaltenem Kopf neben dem zertrümmerten Apparat aufgefunden.

Feuilleton Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.
(12. Fortsetzung.)

Tania wich den ganzen Tag keinen Augenblick von ihrem Kinde; auch während sei für Natalia Sorge trug, hatte sie ihren Knaben bei sich. Wenn sie mit dem Kleinen in das Krankenzimmer trat, war ihr's jedesmal, als müßte der Anblick des Kindes Natalia gesund machen, als brächte sie ein Heiligtum zu der Schwerkranken. Aber Natalia kümmerte sich nicht um den Wunderknaben, welcher die Augen seiner Mutter hatte, und alles, was sie mit Wladimirs Geliebten über deren Sohn sprach, war, daß sie ihr glühende Reden hielt, das Kind zu einem leidenschaftlichen Anarchisten, zu einem echten Sohn seines Vaters zu erziehen. Sie pries Tania, daß sie der Sache des Volkes einen Sohn Wladimirs schenken konnte, daß sie auserwählt und gewürdigt worden, die Mutter eines zukünftigen Helden zu sein. Tania hörte ihr stumm zu, mit leiser Hand ihr fester an die Brust drückend; und hatte sie die Kranke verlassen, so saß sie wohl eine Stunde, zu dem Knaben raunend und ihn anlächelnd, damit die wilden Worte der Nihilistin seiner jungen Seele keinen Schaden zufügen sollten. Als Tania heute mit dem Kinde zu Natalia kam, sagte diese nichts, gönnte Tania keinen Blick, sondern wandte sich von ihr ab, der Wand zu. Zum erstennal war sie eifersüchtig auf das Weib des von ihr geliebten Mannes.

Colja erfuhr an diesem Tage noch nichts. Wladimir würdigte den „vielischen Burschen“ überhaupt selten eines Wortes und Tania nahm sich vor, es ihrem Freunde möglichst lange zu verhehlen. Sie mußte aber immerfort an ihn denken und was er wohl dazu sagen würde. Um Coljas willen schmerzte es sie und um Coljas willen schämte sie sich; denn sie wußte, daß Colja darüber heftigen Schmerz und glühende Scham empfinden würde. Es war nicht ganz recht von ihm.

Am Nachmittage rief sie ihn endlich und sagte mit ihrem leuchtendsten Lächeln: „Wladimir Wassilitsch wünscht, daß ich ihn heute abend in die Stadt begleite. Natürlich muß ich mit ihm gehen. Es ist sehr freundlich von ihm, weißt du. Nun würde ich zu Hause bleiben müssen, wenn ich dich nicht hätte, wegen des Kindes, du verstehst. Da du aber hier bist, kann ich ruhig fortgehen, denn bei dir ist das Kind ebensogut aufgehoben wie bei mir. Ueberdies gehe ich erst, wenn es eingeschlafen ist, und nach einer Stunde bin ich wieder da.“

Keine Worte nennen Coljas Wonne, Stolz und Glückseligkeit. Hätte man ihm die Krone des Zaren zu bewahren gegeben, es würde keinen Eindruck auf ihn gemacht haben. Aber Tanias Kind, den Wunderknaben behüten zu dürfen — Colja wunderte sich nur, daß er nicht plötzlich um einen Kopf größer ward. Später kleidete Tania sich sorgfältig an, wählte ihren besten Putz und wand blaues und rotes Band durch ihre Flechten. Auch tat sie alle ihre Ketten und ihren sonstigen Schmuck um. Dann säugte sie das Kind, brachte es zu Bette, sang es in Schlaf, rief Colja herbei (der sich vor Ungeduld und Erregung nicht zu lassen wußte) und begab sich hinauf, wo Wladimir mit der zum Ausgehen gerüsteten Natalia bereits auf sie wartete. Dann gingen sie alle drei. Wladimir, der heute für den Liebreiz seiner Geliebten tausend Augen hatte, führte Natalia. Draußen stand eine Droschke bereit und sie fuhren nach dem Etablissement des Herrn Dimitri Sassinow.

Casa de Saude

(Möblierte Sonderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie-Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger
Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo
Postfach 947 :: Telefon 2213

Die arme Tania! Wie ward ihr, als sie jenen Tempel betrat, durch einen besonderen Eingang, der nur für die „Künstler“ und die „Künstlerinnen“ bestimmt war; als sie durch die trüb erleuchteten, feuchten Gänge schritt, treppauf, treppab; als sie die heiße, schlechte Luft des Bühnenraumes einatmete. Welch ein Augenblick für sie, als Herr Dimitri Sassinow sie mit frecher Vertraulichkeit begrüßte; als sie diesen Herrn ihrem Geliebten Geld auszahlen sah; als dieser Herr sie in ein großes, kahles, überheiztes Zimmer führte und mit den „Künstlern“ und „Künstlerinnen“ seines Kunstinstituts bekannt machte mit verschiedentlichen Damen und Herren in Trikot, den Akrobaten und Akrobatinnen, den Trapezkünstlern und Künstlerinnen, den Frosch- und Schlangemenschen beiderlei Geschlechts und einem ganzen Heer anderer Spezialitäten ersten Ranges. Was waren das für Männer, was für Weiber! Da war eine spanische Tänzerin und eine französische Sängerin, da waren deutsche, italienische und griechische Schönen in langen, seidnen und samtnen Schleppekleidern oder kurzen Gazeröckchen, Wesen aus einer andern Welt, von der das Bauernmädchen aus Eskowó nichts wußte.

Und alle blickten sie auf, alle tuschelten miteinander über sie, allen war auch sie eine neue Menschenart.

Wladimir führte die Zitternde in eine Ecke, wo er sich mit ihr und Natalia niedersetzte. Sie hörten die Unterhaltungen der Künstler und Künstlerinnen, Gespräche, die Wladimir das Blut ins Gesicht trieben, Natalia dagegen vollständig gleichgültig ließen. Dann begann die Vorstellung. Sie vernahmen gedämpfte Musik und Beifallsgetöse. Die Herren und Damen, die an die Reihe kamen, verließen das Zimmer, vom Saale her drangen einige Exemplare der Moskauer goldenen Jugend herein, es gab ein Gelächter und Geschrei, daß niemand sein eigenes Wort verstehen konnte. Sehr bald hatten die Besucher die „Neue“ entdeckt. Tania wurde aus der Ferne von frechen Blicken gemustert, aber Wladimirs blaues, finsternes Gesicht, das wieder einmal seinen „Mörderausdruck“ hatte, hielt Wache bei ihr.

Noch eine Nummer und die Reihe sollte an Tania kommen. Herr Sassinow in eigener Person teilte es der Debütantin mit, sie auffordernd, ihm zu folgen. Wladimir und Natalia erhoben sich; auch Tania stand auf. Sie war halb bewußtlos und klammerte sich an Wladimir. Wieder richteten sich aller Augen auf sie, wieder gab es ein Zischeln und Flüstern. Als die drei hinaus waren, brach man hinter ihnen in ein Gelächter aus; die meisten begaben sich bald darauf gleichfalls auf die Bühne, um dem Auftauchen des neuen Sterns beizuwohnen.

„Denke an mich, daß du mich liebst, daß du es mir zuliebe tust, daß ich dich liebe, von ganzem Herzen, meine arme Tania, mein geliebtes Weib.“

Diese Worte, die Wladimir Tania zuraunte, als alle drei hinter einer Kulisse standen, wirkten wie ein Zauber auf sie. Sie belebte sich und erwiderte: „Du bist so gut! Habe keine Sorge um mich. Ich

werde nur an dich und an das Kind denken. Gewiß, ich fürchte mich gar nicht mehr. Wenn mein Gesang ihnen nur gefällt; ich kann es mir nicht denken.“

„Dein Gesang gefällt mir! Du hast eine solche süße Stimme. Wenn du singst, könnet ich immer stehen und dir zuhören.“

„Nun hatte sie Mut.“

Herr Dimitri Sassinow war ein schlauer Herr, ein Herr, der sein Geschäft verstand, der in der Tat würdig war, einem verehrlichen Publikum die ersten Spezialitäten der Welt vorzuführen. Die Nummer vor Tania war eine französische Chansonettensänge-

rin, eine ältliche, stark geschminkte, tief dekolletierte Dame, die mit heiserer Stimme Pariser Gassenhauer absang; die Stimme war auch bei dieser Künstlerin gänzlich Nebensache; Hauptsache waren die Bewegungen und Pantominen, womit die Dme ihren Gesang begleitete und welche von einer Art waren, daß das Publikum außer sich vor Entzücken geriet. Mindestens sechs Piecen mußte die Sängerin zugeben; Tania schien für den Abend gar nicht mehr an die Reihe zu kommen.

Endlich hatte das Publikum genug gerast, es trat Stille ein, Tania erschien auf der Bühne. Es blieb still, keine Hand regte sich, die Debütantin zu empfangen. Das war in dem Kunstinstitut des Herrn Sassinow etwas durchaus Ungewöhnliches; aber Herr Sassinow hatte es gar nicht anders erwartet. Als Tania schwankend von Wladimir hinwegtrat, ergriff Natalia Wladimirs Hand, die feucht und eiskalt war. Während der ganzen Zeit, die Tania auf der Bühne stand, ließ Natalia die Hand ihres Freundes nicht los.

Tania begann zu singen; ein Wiegendlied. Im Publikum wurde gelacht, einige zischten, andere schrien „lauter“. Dann wurde Stille geboten. Und es wurde still, so still, wie es noch niemals in dem Kunsttempel des Herrn Sassinow gewesen war.

Und es blieb still.

Tania beendete ihr Lied und begann ein zweites, ohne daß eine Hand sich geregt hätte. Sie stand mitten auf der Bühne, ziemlich im Hintergrund, sah vor sich nieder und sang, nicht lauter als sonst, sang, was ihr gerade einfiel. Sie dachte, daß Wladimir sie hörte und daß ihr Gesang Wladimir gefiel, ihn entzückte! Tränen standen in ihren Augen, aber sie war ruhig, und fast glücklich.

Sie sang ein fünftes, ein sechstes Lied. Dann trat Herr Sassinow in eigener Person auf die Bühne, um sie Sängerin fortzuführen. Aber da erhob sich ein wahrer Sturm gegen ihn: Tania sollte bleiben, Tania sollte weitersingen. Und Tania sang.

Einen solchen Erfolg hatte Herr Sassinow nicht erlebt, solange er mit seinen Spezialitäten Moskau beglückte, doch es überraschte ihn gar nicht.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Das Mütterchen und Anuschka waren von Wera verlassen worden, aber die Wirtin Marja Carlowna hatte sich der beiden einsamen Frauen angenommen; doch hörte das Mütterchen nicht auf, nach Wera zu jammern. Es wurde allmählich stumpfsinnig, das gute Mütterchen. Da es Wera nicht sah, bildete es sich ein, diese wäre zu Grischa gegangen und war nun böse mit ihr, daß sie Grischas Mütterchen nicht mitgenommen hatte. Vor Marja Carlowna zeigte es große Furcht, trotzdem diese sehr gut gegen die arme, alte Frau war, ihr einen Samowar schenkte, darin das Mütterchen fortan den ganzen Tag Tee bereitete, vor dem es den ganzen Tag saß, in der Erwartung, Wera werde zurückkommen und Grischa mitbringen. Anuschka mußte Ingwerkuchen backen,

das Mütterchen nach Möglichkeit herausputzen, sich selbst festlich ankleiden und dann Geschichten erzählen, jeden Tag dieselbe Geschichte: Die Legende von Christus, dem Anarchisten. Aber sie gefiel dem Mütterchen gar nicht. Denn daß man seine Salzgurken, seine Himbeermarmelade und sein Quittenmus unter das Volk verteilen mußte, war doch recht jammervoll. Anuschka hatte viel zu beruhigen und zu trösten.

Daß Wera das Mütterchen verlassen hatte, war folgendermaßen geschehen.

Nachdem Wladimir seiner Geliebten diese Tätigkeit für die Sache gefunden, ging er mit verstärktem Eifer daran, den großen Putsch, der anlässlich der Reise des Zaren nach Moskau geplant war, ins Werk zu setzen. Zuerst erhielt Sascha vom Exekutivkomitee bestimmte Instruktionen und gleich darauf auch Wera. Eines Tages trat Wladimir zu Wera ins Zimmer und kündigte ihr an, auf was sie sich vorzubereiten hätte; und obgleich dies etwas geradezu Ungeheuerliches war, stieß er auf keinen Widerstand. Als Wera von Sascha gefragt worden war, ob sie es tun würde, hatte Wera mit einem festen „Ja“ erwidert; und dieselbe Antwort gab sie Wladimir: „Ja, ich will es tun.“

Gemäß der ihr erteilten Verhaltensmaßregel, entfernte sie sich am Abend von ihrer Wohnung und begab sich in einen Teil der Stadt, welcher im übelsten Rufe stand. In einer bestimmten Gasse ging sie langsam auf und ab. Halbrot vor Scham, mußte sie es dulden, daß sie angeredet wurde, mußte sie sich die Schmach antun, den Fragestellern zu erwidern. Sie hatte stets dieselbe Antwort, die sie tonlos hervorstieß, sie hätte für den Abend bereits ein Abkommen getroffen und warte nur auf jemand.

Als Wera am Morgen von Wladimir instruiert worden war, hatte sie ihn flehentlich gebeten, sie nicht zu lange in jener entsetzlichen Straße bleiben und das, was unumgänglich notwendig war, bald geschehen zu lassen. Wladimir hatte es ihr auch versprochen; aber sie mußte ihre Lage beinahe zwei Stunden ertragen, bis sie von einem Beamten der Sittenpolizei aufgefordert wurde, ihn zu begleiten.

Dann der Transport zusammen mit gemeinen Weibern, das Verhör vor einem hohen Tribunal, dem die Konstatierung folgte, daß sie einen schändlichen Lebenswandel führe, ohne dazu die Befugnis zu haben; endlich die Ueberführung in jene Besserungsanstalt für sittlich verwahrloste Mädchen, die dem Palast Petrowsky gegenüber lag und zu deren Protektorinnen Anna Pawlowna gehörte. Welch ein Aufenthalt für eine Frauennatur wie die Weras! Sie, die Allerreinste und Keuscheste, gleichgestellt den Verworfensten ihres Geschlechts; die in dergleichen Dingen gänzlich Unwissende Gefährtin von Geschöpfen, deren natürlicher Beruf die Prostitution war, welche die Natur selbst zu Dirnen geschaffen. Was half es ihr, daß ihre Erscheinung und ihr Wesen sogar auf diese Verlorenen Eindruck machte, daß keine wagte, sie vertraulich kollegialisch zu behandeln, daß in ihrer Gegenwart die Gemeinheit verstummte, und eine jede unwillkürlich für kurze Zeit den Schein von Gesittung annahm — sie war doch für alle immerhin eine von ihnen. Die Oberin, wollte ihre Verderbtheit nicht glauben, schickte nach ihr, ließ sie kommen, sprach ihr gütig zu, Vertrauen zu ihr zu haben. Aber Wera mußte stumm bleiben, mußte schweigend eingestehen: Ich bin schlecht und schändlich! mußte sich wieder abführen, sich wieder zu ihresgleichen zurückbringen lassen. Welche schrecklichen Stunden, wenn sie nachts schlaflos lag und mitanhören mußte, was ihre Nachbarinnen sich leise erzählten.

Sie lebte erst wieder auf, als sie, gleichfalls durch



die Vermittlung Wladimirs, aus dem Saal entfernt wurde und ein Zimmer angewiesen erhielt, welches sie nur noch mit einer anderen aus der Anstalt teilte. Die Kammer, welche die beiden Mädchen bewohnten, hatte ein einziges Fenster, nach der Straße hinaus. Von dem Fenster aus konnte man den ganzen Palast Petrowsky überblicken und tief in den Speisesaal hineinsehen. Von diesem Fenster aus hatte Wera den Verbündeten das Zeichen zum Aufgehen der Mine zu geben.

Damit durch Weras Gefährtin nicht etwa eine Entdeckung herbeigeführt werden könnte, erhielt Wera den Auftrag, dieselbe für die Sache zu gewinnen. Das schien keine schwere Aufgabe zu sein, denn Fania war ein zügelloses Geschöpf, das sich natürlich ganz gegen ihren Willen in der Anstalt befand. Sie raste in der Kammer umher, wie ein wildes Tier im Käfig. Von frühmorgens bis spät in die Nacht hinein war Wera Zeugin der wütenden Ausbrüche des Mädchens. Mit erstarrten Lebensgeistern stand sie vor dem Abgrund, darin sie diese Frauennatur untersinken sah in eine bodenlose Tiefe. Aber ihr Entsetzen steigerte sich bis zur Verzweiflung, als sie die Entdeckung machen mußte, daß dieses Weib, ohne jemals ein Wort von Nihilismus gehört zu haben, im Grunde ihrer Seele eine Nihilistin war; eine Nihilistin mit allen jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen, welche ihr, der Reinen und Guten, wie die Lehren eines neuen Glaubens, wie die Verkündigung eines neuen Weltheilands erschienen waren. Wie ward ihr, als sie manches, was sie selbst gedacht, empfunden und ausgesprochen hatte, nun aus einem Munde vernehmen mußte, über dessen Lippen niemals ein lauterer Wort gekommen war. Dem Gebote Wladimirs gehorchend, wollte sie diese Nihilistin bekehren, aber zu einer Weltanschauung, die gerade das Gegenteil von dem war, was der wilde Schwärmer als einziges Heil der Welt proklamierte, und was sie selbst bis dahin geglaubt hatte. Und mit der Begeisterung einer Missionärin schickte sie sich an, diese verlorene Frauenseele dem Himmel zuzuwenden.

Aber dafür schien keine Hoffnung vorhanden zu sein. Der Himmel war die Liebe und diese Frauenseele ward von Haß erfüllt. Fania erzählte ihrer Gefährtin ihre Geschichte, welche natürlich die einer Verführten war. Es drohte Weras Herz zu zermalmen, als sie fast dasselbe vernahm, was sie selber erlebt hatte. Ein junger Adliger, den Fania leidenschaftlich liebte, hatte das siebzehnjährige Mädchen um seine Ehre gebracht. Der Beginn der Geschichte dieser Gesunkenen hätte auch der Anfang von Weras Geschichte sein können; dann freilich war bei jener nach dem ersten Fall sehr schnell der Abgrund gekommen. Wer aber trug daran die Schuld?

Ja, wer trug die Schuld daran?

Es war immer das eine, das in ihrer Seele aufschrie, das alle anderen weichen Laute übertönte. Wer trägt die Schuld daran? Und immer war es dieselbe Antwort, die sie sich selbst gab, die sie sich selbst geben mußte, so mächtig sie auch rang etwas anderes zu finden, etwas, das von jenen die Schuld nehmen könnte. Aber es half ihr nichts; und bald ertönte nur eine Stimme in ihrem Innern: „Sie die wir hassen, sie, denen wir Rache geschworen, sie, die uns zerstören und verderben an Seele und Leib — sie tragen die Schuld!“

Wenn sie daran dachte, was beschlossen worden und was geschehen sollte, so wurde sie zwar von Grausen gepackt, aber sie blieb stark. Das Entsetzen, welches sie fühlte, lähmte sie nicht. Vor ihrem Kammerfenster aus beobachtete sie die Bewohner des Palastes, lebte sie deren Leben mit.

Sie sah Boris Alexeiwitsch bei der Prinzessin aus und ein gehen; sie sah ihn mit seiner Geliebten zusammen ausfahren; sie sah ihn bei ihr in ihren Gemächern. Entweder waren Gäste anwesend, wurden Gesellschaften und Feste gefeiert, die bis in den grauen Tag hinein dauerten, oder niemand war bei der Prinzessin — nur Boris Alexeiwitsch.

Täglich erblickte Wera die beiden am Fenster zusammenstehend und miteinander sprechend. Sie waren ihr so nahe, daß sie sich oft einbildete, sie hörte sie reden. Wera meinte seine glühenden Versicherungen, seine umstrickenden Worte zu hören. Sie erkannte, was sein Gesicht für einen Ausdruck hatte und wie er die Prinzessin ansah; und oft mußte sie sich Gewalt antun, nicht bis dicht an die Scheiben vorzutreten und sich den beiden gegenüber zu zeigen. Nachts gewahrte sie das Licht in Anna Pawlownas Schlafzimmer, und sie stand die halben Nächte lang mit bloßen Füßen am Fenster, zu dem matten Scheine hinüberstarend und denkend, sie tragen die Schuld daran — sie, sie!

Was Wera in diesen furchtbaren Nächten außerdem dachte, das war, daß für jene dort drüben, während sie sich küßten, unter ihren Füßen das Grab gegraben wurde und daß ihnen recht geschähe.

Wenn auch die Grundsätze des Nihilismus Wera mehr und mehr mit Abscheu erfüllten und sie dieselben ihrer Zimmergenossin gegenüber mit der ganzen Kraft ihrer Empörung zu bekämpfen suchte, wenn auch der blutige Schatten des gemordeten Griecha in Weras Leben getreten war, so sagte sie doch: Es geschieht ihnen recht!

Es war nicht der Verrat, der an ihr begangen worden, der sie so unerbittlich machte; aber Boris Alexeiwitsch hatte nicht nur sie allein, sondern ebenso wie Anna Pawlowna in Sascha, hatte er in ihr das Volk verraten und auf diesen Verrat stand auch für Wera die terroristische Strafe des Todes.

Sie war zu dieser letzten und äußersten Konsequenz Wladimirscher Theorien durch einen Kampf gelangt, bei dem es sich um Tod oder Leben, um Wahnsinn oder Vernunft handelte. Doch nun war sie fertig damit und — es geschah ihnen recht! Das Exekutivkomitee hatte das Urteil gefällt, und das Urteil mußte vollstreckt werden.

* * *

Und wo befand sich Sascha?

Er war eines Tages aus seiner Wohnung verschwunden, niemand wußte, wohin. Marja Carlowna verriet darüber in große Unruhe. Sie führte wieder ihr altes, wildes Leben, kämpfte sich im Kreise ihrer Gäste das Haar, wobei sie ihre leidenschaftlichen Heimatslieder sang. Die Schenke kam bald in Verfall. Trotzdem hielt die Wirtin nach wie vor gute Freundschaft mit den Polizisten, die indessen nach wie vor nichts von dem Treiben der Nihilisten in Erfahrung bringen konnten; obgleich sie es an keinem Mittel fehlen ließen, war Marja Carlowna die Verslossenheit und das Schweigen selbst. Uebrigens wußte diese, daß ein großer Schlag vorbereitet wurde und daß Sascha eine Rolle darin spielen würde. Sie hatte mit ihm zu reden und suchte daher seinen Aufenthalt zu entdecken. Aber Sascha hatte alle Spuren so sorgfältig verwischt, daß es der ganzen Verschlagenheit, Willenskraft und Zähigkeit dieses leidenschaftlichen Weibes bedurfte, um in ihrer Suche nicht nachzulassen. Sie überließ die Schenke Knechten und Mägden und durchstreifte Moskau nach allen Richtungen, besonders in jenem Teile der Stadt, in welchem sich der Palast Petrowsky befand. Eines Tages gewahrte sie, das Haus Anna

Paplownas umschleichend einen Arbeiter, der an der Restauration der Kirche beschäftigt war, die dem Palast gegenüber lag. Der Mann trug Steine, und sie würde ihn nicht erkannt haben, wenn Sascha sie nicht erblickt hätte und erschrocken zusammengefahren wäre. Marja Carlowna tat, als bemerkte sie gar nichts, und ging ruhig ihres Weges weiter. Von nun an blieb sie zu Hause.

Uebrigens war Sascha in der Tat kaum wiederzuerkennen. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, kante das Haar wie ein russischer Bauer tief in die Strin hinein und trug einen langen Kaftan aus ungebleichter Leinwand. Der Bauaufseher behandelte ihn wegen seiner Faulheit wie einen Hund, seine Mitarbeiter scheuten oder haßten ihn; denn er schien ein finsterner Mensch, dessen bleiches Gesicht und unsteter Blick den Leuten unheimlich waren. Mit niemandem wollte er in Verkehr treten, kaum, daß er einem ein Wort gönnte.

Jeden Tag sah Sascha an einem der Fenster des Besserungshauses Wera in ihrer dunkelgrauen, häßlichen Tracht, das Haar unter einer unförmigen schwarzen Haube verborgen. Die Blicke der beiden begegneten sich, ruhten eine Weile ineinander, dann wandte Wera ihre Augen von der Straße ab, nach dem Palast Petrowsky hinüber, worauf Sascha seine Arbeit fortsetzte.

Und jeden Tag erblickte er, wenn er Steine trug, Anna Pawlowna. Er sah sie mit ihrem Liebhaber in ihre Equigape steigen und von der Spazierfahrt zurückkehren; und es geschah sehr häufig, daß der Wagen der Prinzessin ihm Kleider und Gesicht mit Schmutz bewarf. Er sah seine ehemalige Geliebte in strahlender Schönheit an der Seite von Boris Alexeiwitsch und lediglich diese tägliche Anblick der beiden Frauen gab ihm die Kraft, das Unmögliche möglich zu machen.

Denn hatte er den ganzen Tag über Steine getragen, so begab er sich eiligst in eine nahe Teeschenke, genoß etwas Warmes und suchte dann seine Lagerstatt auf, die ihm durch Wladimirs Verbinden im Hause des Popen eingeräumt worden war. Taumelnd vor Müdigkeit, in vollständiger Ermattung, sank er nieder, um sogleich in einen totenähnlichen Schlummer zu verfallen. Aber schon nach einer Stunde wurde er von Oolja geweckt. Im Augenblick war Sascha ermuntert. Er zündete eine Laterne an und die beiden schlichen in den Keller hinab. Hierhin hatten sie ihre Werkzeuge geschafft, welche sie hinter allerlei Gerümpel versteckt hielten. Sei zogen Häute und Schaufel hervor, entfernten von der einen Mauer eine Bretterwand und begannen ihre Arbeit. Kein Wort sprachen sie dabei miteinander; was sie sich zu sagen hatten, sagten sie sich durch Zeichen und Gebärden.

Sascha wühlte wie ein Maulwurf. Wenn seine Arme erlahmten, wenn die Schaufel seinen Händen zu entfallen drohte, ließ er das Bild Anna Pawlownas vor sich treten, wie er sie während des Tages gesehen, und seine Arme wurden wieder stark, und er grub und grub, als gälte es sein Leben. Mit jedem Spatenstiche warf er eine Scholle mehr aus dem großen Grabe auf, welches er für Anna Pawlowna grub. Mochte sie hineinstürzen in strahlender Schönheit, an der Seite ihres Boris Alexeiwitsch! Er würde graben, bis die Gruft groß genug war für beide, groß genug für Hunderte von ihresgleichen.

Colja schaffte die Erde fort. Zum Teil tat er sie in leere Fässer, deren sich eine große Anzahl in den Kellern befanden und darin er die Erde feststampfte; zum Teil trug er die hinaus auf den Hof, wo er in dem Bauschutt weite Gruben aufwarf, die er mit Erde füllte und dann Kalk und zerbröckelte Ziegel darüber schütete. Was Colja dachte, war

lauter Glanz und Glorie; denn Colja dachte an Tania und ihren Sohn. So arbeiteten diese beiden Nacht für Nacht; tiefer und tiefer hölte es sich vor Sascha aus. Nicht lange mehr und das Grab stand offen.

Ob Boris Alexeiwitsch und Anna Pawlowna es ahnten? Sie lebten scheinbar nur mit dem Leben beschäftigt. Sich keinen Augenblick über die Gefahr, in der sie sich befanden, täuschend, machten sie doch keine Miene, sich derselben zu entziehen. Vielleicht wußten sie, daß sie von Spionnen umgeben waren, daß jeder ihrer Schritte belauert wurde, daß jeder Versuch, Moskau zu verlassen und zu fliehen, das Zeichen zu ihrem Tode gegeben hätte. Vielleicht hofften sie, vergessen worden zu sein, oder daß man sich scheute, Hand an sie zu legen.

Beiden war die „Sache“ niemals als etwas anderes denn als eine Phrase erschienen und trotzdem hatten sie sich aufrichtig bemüht, die Redensart mit ernster Miene auszusprechen. Sie hatten die schöne Floskel mit dem Anschein im Munde geführt, als sprächen sie Ueberzeugungen aus; sie hatten sich in der Tat alle erdenkliche Mühe gegeben, an die Phrase zu glauben. Es war nicht ihre Schuld, wenn es ihnen nicht gelungen war; wenn sie erkennen mußten, daß sie, mit dem Volke sich vereinigend, gegen ihre eigenste und innerste Natur gehandelt hatten.

Einmal wurde Wera von Boris Alexeiwitsch gesehen.

Wera Iwanowna in einer Besserungsanstalt — Er glaubte zu träumen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Jeden Abend sang Tania in dem Tingeltangel des Herrn Dimitri Sassinow Volkslieder und jeden Abend war der Saal überfüllt. Wladimirs Geliebte war der Liebling von ganz Moskau geworden, in ganz Moskau sang man die Lieder der Bäuerin Tania, auf den Gassen, in den Schenken, in den Salons. Es gehörte zum guten Ton, daß selbst Damen der besten Gesellschaft den Tempel des Herrn Sassinow besuchten, um die Bäuerin Tania singen zu hören. Ihr Auftreten bildete auf der Spezialistenbühne das Ereignis des Abends; und Abend für Abend erschien sie wie beim ersten Mal. Sie grüßte nie, stand fast im Hintergrund, sah vor sich nieder; und wenn im Hause der Sturm sich gelegt hatte, begann sie zu singen, niemals sehr laut. Es herrschte während ihres Gesanges stets dieselbe Stille, welcher stets derselbe Aufruhr folgte; das Publikum konnte sich nicht satt hören, und Tania mußte singen und singen. Selbst die Pariser Chansonettensängerin und die Künstler und Künstlerinnen auf dem Trapez vermochten gegen die Bäuerin aus Eskowo nicht aufzukommen.

Wladimir hielt Wort; er wich nicht von Tanias Seite. Nie wieder durfte sie in jenem abscheulichen Saal warten, bis sie an die Reihe kam. Herr Sassinow hatte für sie ein eigenes Kabinett herstellen lassen, in das nicht einmal diese moralische Persönlichkeit Zutritt erhielt. Zum erstenmal in seinem ereignisvollen Leben geschah es Herrn Sassinow, daß er nicht wußte, was er davon halten sollte? Die junge Person, die noch dazu die Geliebte eines verbummelten Studenten war, schien in der Tat tugendhaft zu sein, in der Praxis des Herrn Sassinow ein so unerhörter Fall, daß dieser erfahrene Spezialist sich einem Problem gegenüber befand, welches für seinen Verstand unlösbar war. Alle Anforderungen, alles Drängen seiner zahlreichen Kunden, bei der delikaten Angelegenheit den freundlichen Vermittler zu machen, wies Herr Sassinow mit einem schwermütigen Kopfschütteln, einem Achselzucken, einem schmerzlichen Seufzer zurück.

Als der Monat sich seinem Ende näherte, wollte

Herr Sassinow mit Wladimir für den nächsten Monat abschließen — für eine ganze Reihe von Monaten! Doch Wladimir mochte nicht. Herr Sassinow bot das Doppelte und glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als Wladimir auch die doppelte Summe ablehnte. Herr Sassinow bot also das Dreifache und wurde, als Wladimir eisig blieb, in einer Weise grob, wie er es in seinem ganzen Leben noch nicht geworden war. Als selbst dieses nichts half, brach Herr Sassinow in Tränen aus. Das Brüderchen sollte ihn doch nicht ruinieren! Aber das Brüderchen schien nichts lieber zu tun.

Wladimir befand sich, solange Tania auf der Bühne stand, jedesmal in einem solchen Grade von Erregung, als müßte er seinen Verstand verlieren und dieser Zustand steigerte sich von Abend zu Abend. Diese Schaustellung seiner Geliebten war ihm eine Prostituirung derselben. Von seinem Platz hinter den Kulissen aus konnte er sehen, wie sich hundert Augengläser auf Tania richteten und nicht von ihr abließen. Mit seiner zerrütteten Einbildungskraft stellte er sich vor, wie sie von allen diesen Blicken gemustert wurde, wie an ihr Glied für Glied von diesen Blicken gewissermaßen betastet und entkleidet wurde, bis sie zuletzt nackt und bloß in ihrem ganzen Liebreiz vor den Augen aller der Begehrlichen stand. Dann mußte er sich gewaltsam zurückhalten, daß er nicht vorstürzte um Tania von ihren Schändern fortzureißen. Wäre er nicht schon für sie bezahlt worden, er würde sie für keinen Preis länger haben auftreten lassen; hätte er die Mittel besessen, er würde Herrn Sassinow das Dreifache der empfangenen Summe vor die Füße geworfen und sie mit sich genommen, sie irgendwo versteckt, sie lebendig begraben haben.

So kam es, daß Wladimir in seinem Haß gegen alles, was nicht „Volk“ war, jedes Maß überschritt, und daß ihn schließlich eine wahrhaft neronische Vernichtungswut ergriff. Hatte er Tania, ohne ihr ein Wort zu gönnen, nach Hause gebracht, so lief er zu Sascha, um zu inspizieren, wie dieser vorwärts kam; oder er ruhte bei Natalia aus, sich gemeinsam mit dieser Fanatikerin an wahnsinnigen Vorstellungen von einer Vernichtung alles Bestehenden, an Visionen von Massenmorden berauschend. Oder er hielt mit dem Exekutivkomitee Versammlungen ab, die nachts auf freiem Felde, mitten auf der winterlichen Steppe stattfanden. Denn die Verschworenen glaubten nicht genug Sicherheitsmaßregeln treffen zu können, welche sie vermehrten und steigerten, je näher die Katastrophe heranrückte. Wenn Wladimir den Palast Anna Pawlownas betrachtete — und er umschlich ihn stundenlang — so sah er ihn bereits in rauchenden Trümmern liegen; wenn er die Prinzessin mit ihrem neuesten Liebhaber oder irgendeinem anderen von „jenen“ erblickte, so mußte er denken, du gehörst gleichfalls zu denen, die wir zerreißen werden! Nur eins tat ihm leid, daß er nicht auch das Kunstinstitut des Herrn Sassinow in die Luft sprengen konnte, wenn alle jene es füllten, die seine Geliebte reizend fanden und ihren Gesängen Beifall zujuchelten.

Während sein Geist unter diesen Gewalten stand, bereitete er sich vor, von Tania und ihrem Sohn zu scheiden, für ewig sich von diesen beiden zu trennen. Denn mehr und mehr schwand ihm die Hoffnung, bei dem Putsch mit dem Leben davonzukommen, in dem Fall wenigstens, daß die Mine mit einer Lunte entzündet werden mußte, was durchaus wahrscheinlich, was ziemlich gewiß war. Es schien ihm überflüssig, für eine andere Möglichkeit Sorge zu tragen. Sollte er indessen am Leben bleiben, so war alles ins Werk gesetzt, um mittels der Pässe der

Fürstin ohne diese Dame ins Ausland zu fliehen.

Wenn Wladimir gegen Morgen zurückkam, fand er immer weniger den Mut, sich ins Haus zu begeben. Er sah in dem Zimmer das Licht brennen, und er stand draußen in der grauen Dämmerung, bei grünniger Kälte und starrte zu dem Lichtschein hinauf. Er wußte, drinnen saß Tania und wartete auf ihn; er bildete sich ein, ihre Stimme zu hören, und fühlte die Versuchung, ins Haus zu stürzen, sein Weib und seinen Knaben an die Brust zu reisen und mit ihnen leben zu bleiben.

Aber mit einem Aechzen riß er sich vom Anblick des Lichtes los, schlich leise in die Kammer, wo Natalia Arkadiewna ihn erwartete; den Terroristen die Terroristin, die so lange leben bleiben wollte, bis sie mit ihm sterben könnte, und die Tag und Stunde zählte, bis ihre toten Glieder sich mit den seinigen vereinigen würden.

Als Colja erfuhr, wohin Wladimir sich Abend für Abend mit Tania begab und was dort geschah, ging er schweigend aus dem Zimmer und weinte bitterlich; weder zu Tania noch zu Sascha sprach er ein Wort von der Sache. Eines Abends mußte Wladimir notwendig das Komitee aufsuchen und sich daher entschließen, Tania einmal nicht zu begleiten. Statt seiner sollte Colja gehen und Natalia bei dem Kinde bleiben. Als Wladimir jedoch dem Knecht die Mitteilung machte, weigerte sich Colja entschieden zu gehorchen; Wladimir wurde wütend und schlug ihn, was Colja sich gefallen ließ, ohne eine Miene zu verziehen. Aber begleiten wollte er das Täubchen nicht. Wladimir konnte sein wichtiges Vorhaben nicht ausführen und Colja blieb zu Hause.

Auch sonst verursachte Colja seiner Gebieterin seit kurzem viel Kummer. Colja hatte Geheimnisse vor ihr; Tantias getreuer Colja Geheimnisse! Wenn das möglich sein konnte, was in der Welt wäre dann nicht möglich gewesen?! Tania wußte es auch nicht. Aber Tania beobachtete Colja und Tania blieb dabei, daß es nichts gab, was unmöglich gewesen wäre; denn Colja hatte Geheimnisse. Jede Nacht — sie wußte es ganz genau — schlich er sich fort, kam erst gegen Morgen zurück, war den Tag über verschlafen und mürrisch und hatte selbst für Tantias Knaben nur Murren und Gebrumm. Es war ihm ganz gleich, ob das Kerlehen ihn tüchtig an seinem Zottelbart packte; das Kerlehen mochte daran zerren und reißen, so mächtig es konnte, Colja lachte nicht mehr darüber.

Diese völlige Umwandlung ihres Getreuen kostete Tania viele Tränen. Colja sah es ruhig mit an, zwinkerte wohl mit den Augen, blieb jedoch der verdrießliche, mürrische Colja. Was sollte er tun? Er hätte es dem Täubchen doch nicht sagen können, daß er; Colja, sich seit kurzem auf das Nachdenken verlegt hatte; niemand würde es ihm geglaubt haben.

O, es war ein kluger Colja! Keiner sagte ihm etwas, und er wußte alles. Er wußte, daß das große Grab bald fertig sei und daß nächstens Begräbnis war. Es konnten drei und fünf Tote — es konnten drei- und fünfhundert sein. Ferner wußte er, daß der Faden vermutlich nicht brennen würde, daß man vermutlich mit einer Lunte anzünden mußte und daß derjenige, der das tat, dabei umkam. Und dieser kluge Colja wußte, wer hinabsteigen wollte, um auf ein Zeichen die Fünfhundert in die Luft zu sprengen, die Fünfhundert und sich selbst. Aber Colja hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ein anderer die Sache tun müßte. Und zwar mußte es einer sein, um dessen Tod dem Täubchen das Herz nicht brach. Sie sollte leben bleiben! Denn sie sollte über ihren Knaben lachen, wenn dieses Wunderkind seine Kapriolen aufführte. Sie sollte aber auch weinen um einen, der sie geliebt hatte

und der für sie gestorben war, der sich aus der Welt geschlichen hatte, aus der wunder-, wunderschönen Welt, in welcher Tania und ihr Knabe zurückblieben. Sie sollte um ihn weinen, ihn dann vergessen und glücklich sein.

Und dieser merkwürdige Colja grübelte noch etwas anderes aus. Er hatte gehört, daß jene sterben müßten, weil sie die „Feinde“ des Volkes wären. Die Feinde des Volkes — — Colja kam auf ganz wunderliche Gedanken. Wie, wenn man zuerst diejenigen aus der Welt schaffte, die sich die Freunde des Volks nannten? Was wollten sie eigentlich? Solange das russische Volk geknüttet worden war, hatte es sich ganz wohl befunden; aber als man aufhörte, das Volk als „Seelen“ zu betrachten, stand es da wie einer, der etwas verloren hatte und der nun suchte und suchte. Gar zu gern hätte Colja gewußt, was die Freunde des Volks dem Volke eigentlich zu schenken gedachten? Soviel Colja auch sann, darauf kam er nicht, daß die Freunde des Volks diesem mit Gewalt zu Seelen verhelfen wollten.

* * *

Kurze Zeit vor Ostern vernahm man in Moskau, daß der Zar seine Reise angetreten hatte, mit einem großen Gefolge, unter dem auch Prinz Petrowsky genannt wurde. Ueber die näheren Dispositionen der kaiserlichen Reise verlautete nichts, ebensowenig wie die Route bezeichnet war, die der Zar durch sein Reich zu nehmen gedachte. Doch nahm man für sicher an, daß der Monarch zu Ostern in Moskau sein würde; wenigstens sollte am ersten Ostertag im Palast Petrowsky ein Fest stattfinden, zu welchem der ganze Adel der Stadt Einladungen erhielt. Es wurde erzählt, daß Anna Pawlowna den Palast vom Keller bis zum Boden hatte untersuchen lassen, daß man indessen nicht das geringste Verdächtige gefunden, daß jedoch das Haus trotzdem Tag und Nacht polizeilich bewacht würde.

Auch sonst wurden die Nachforschungen nach nihilistischen Umtrieben mit neuem Eifer betrieben; um Bahnhof und Kreml wurden vollständige lebendige Ketten gezogen, der zehnte Mann in Moskau war ein Spion oder Geheimpolizist, wiederum fanden massenhaft Gefangennehmungen statt. Aber man entdeckte nichts.

Auch nach Sascha und Wera wurde gefahndet. Wladimir mußte sich bei Tag und Nacht in der geheimen Druckerei verborgen halten, und Natalia entging einer schweren Haft lediglich durch das Zeugnis des Arztes, welcher die Erklärung abgab, daß ihr Leben nur noch nach Tagen zählte. Auf Tania fiel kein Verdacht, ebensowenig auf Colja; gerade-
sogut hätte man einen Hofhund oder Blödsinniger anarchistischer Umtriebe wegen verhaften können.

So rückte Ostern heran. Der Zar sollte in der Tat an diesem Tage eintreffen; aber die Stunde seiner Ankunft ward so streng geheimgehalten, daß sogar die Spione des Exekutivkomitees sie nicht zu erfahren vermochten. Wahrscheinlich würde der Zar sich erst den Bewohnern Moskaus zeigen, wenn er nach dem Palast Petrowsky fuhr; denn es blieb dabei, daß das Fest in der heiligen Osternacht stattfinden sollte und daß Anna Pawlowna zu demselben den Kaiser erwartete.

Nach langer, langer Finsternis dämmerte endlich der Morgen auf, der für das russische Volk den Tag bringen sollte. Wladimir begrüßte den ersten fahlen Lichtschein dieses Tages, welcher für ihn der letzte sein sollte, in tiefer Ergriffenheit. Er hatte die ganze Nacht über in der Druckerei gesessen und geschrieben; dann begab er sich ins Haus zu den Seinen.

Als Tania erwachte, dachte sie: Ach, heute nacht ist ja Ostern! Da muß ich das ganze Haus reinigen und herrichten. Und Pirrogen muß ich backen, von Fleisch und Fisch. Auch Tschü mit Grütze muß es geben — Colja muß heute nacht Tschü und Grütze haben! Wäre nur Wera da, daß sie mir helfen könnte. Ich habe solche Sehnsucht nach ihr. Sie hat ja noch nicht einmal den Knaben gesehen. Ist das möglich? Was sie wohl zu dem Kinde sagen würde? Sie würde auch staunen. Wo sie wohl sein mag, wo man sie wohl hingeschickt hat? Sie und Sascha. Ja, wenn Wera da wäre. Aber ich habe heute schrecklich viel zu tun. Ist das herrlich!

Sie blieb indessen ruhig liegen. Der Knabe schlief noch fest, Tania vernahm seine tiefen Atemzüge; sich in die Höhe richtend lauschte sie darauf, mit einer Andacht, als ob sie die Engel singen hörte. Dann sank sie wieder in die Kissen zurück und träumte mit offenen Augen weiter.

Vor einem Jahr war ich noch in Eskowo, Colja schenkte mir Osterpalmen und nachts ging ich in die Kirche; heute werde ich keine Osterblumen haben und um die heilige Mitternacht werde ich in keine Kirche gehen. Aber es ist doch alles besser geworden, viel, viel besser! Wladimir hat mich von Herzen lieb und ich habe meinen Knaben. Es ist wirklich wie ein Wunder! Die liebe Gottesmutter muß mir gnädig sein, wie könnte es sonst so wunderbar zugegangen sein? Ich kann recht glücklich sein; ich bin's auch. Wenn das mit der Sache nur nicht wäre, und Colja keine Heimlichkeiten vor mir hätte. Es ist recht töricht von ihm.

Nun stand sie auf, kniete vor dem erleuchteten Muttergottesbild und ihrem Kinde nieder, betete inbrünstig, öffnete dann den Fensterladen. Welch ein Morgen! dachte sie. Das scheint ja heute gar nicht Tag werden zu wollen. Sie kleidete sich vollends an, möglichst leise, um das Kind nicht zu wecken, und ging hinaus.

Wie erstaunte sie, als sie in das Zimmer trat. Es war bereits warm drinnen, im Ofen prasselte das Feuer und der ganze Raum war festlich geschmückt: der Boden blank wie ein Tisch und dicht mit Buchs bestreut, gerade wie vor einem Jahr in Eskowo in der elterlichen Hütte! An den Fenstern waren hohe Wacholderzweige aufgestellt, auf einer mit einem gestickten Tuche bedeckten Bank stand ein großes funkelndes Heiligenbild, vor dem brannten zwei lange bunte Wachskerzen (die sicher geweiht waren); es war mit arabischem Harz geräuchert worden und auf Tanias Platz befand sich ein Topf voll der schönsten, hellgrauen Osterpalmen.

Tania stand, betrachtete alles und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Das hatte Colja getan; ganz heimlich mit unsäglicher Mühe hatte er alles vollbracht. Wie war es ihm nur möglich gewesen? In der Stadt Buchs und Wacholder und die herrlichen Osterpalmen! Die mußte er ja schon vor einem Monat zu ziehen begonnen haben; in warmem Wasser, hinter dem Ofen, in aller Verborgenheit. Das also waren seine Heimlichkeiten, deretwegen sie ihm gegrollt hatte; das also! Die ganze Nacht mußte er aufgeblieben sein, um, während sie schlief, das Zimmer zu putzen und auszuschnücken.

„Colja! Colja!“

Sie rief ihn wieder und wieder, mit lauter Stimme, gar nicht bedenkend, daß sie das Kind wecken könnte; sie suchte im ganzen Hause nach ihm; aber kein Colja war zu finden. Endlich ging sie ins Zimmer zurück, betrachtete alles noch einmal und begann von neuem zu weinen. Darauf hörte sie Wladimir kommen und trocknete sich hastig die Augen.

Er würde über die feierlichen Vorbereitungen gewiß böse sein. Vielleicht befahl er ihr, alles augenblicklich fortzuschaffen, was sie aber nicht tun wollte; wie hätte sie so schlecht sein können! Aengstlich erwartete sie daher seinen Eintritt; sie würde es gleich an seinen Augen sehen, ob es für sie ein gesegnetes Ostern gäbe, oder nicht.

Wladimir kam und Tania erschrak fast. Wladimir sagte ihr über den Schmuck des Zimmers kein böses Wort. Er ging schweigend auf sie zu, zog sie an seine Brust und küßte sie herzlich.

„Ach Wladimir, sieh doch; alles das hat Colja getan. Was für herrliche Osterpalmen!“

Aber Wladimir teilte ihr Entzücken nicht, Wladimir war eifersüchtig auf diese Beste von Colja. Diesser Mensch hatte seiner Geliebten die letzte reine Freude in ihrem Leben bereitet.

Colja kam auch später nicht, die beiden blieben allein. Tania strahlte vor Glück, denn es war gar nicht zu sagen, wie freundlich Wladimir an diesem gesegneten Tage gegen sie war, ordentlich zärtlich. Sie bereitete für ihn, der die heiligen Feste nicht das Frühstück, setzte sich neben ihn und sah zu, wie er aß. Aber es schmeckte ihm nicht, und sie hatte ihm doch schon jetzt ein Festessen vorgesetzt — Gott verzeih ihr die Sünde! Da kam der große Moment: das Kind erwachte! Tania lief in die Kammer, hob den kleinen Burschen auf und brachte ihn, in eine Decke gewickelt, seinem Vater. Und der Knabe, obgleich noch ganz verschlafen, mit hochrotem Gesichtchen, lachte Wladimir an, strebte mit Händen und Füßen nach ihm hin, wobei er Laute ausstieß, welche Tania voller Entzücken für des Kindes erstes Wort erklärte Papa!

Darauf sah Wladimir zum erstenmal zu, wie sein Sohn gebadet wurde, wobei der zukünftige große Volksmann so jaunervoll schrie, daß es Wladimir angst ward, das lauwarme Wasser könnte seinem Erstgeborenen ernstlichen Schaden zufügen. Nachdem das Schreckliche vorüber, der junge Held sich beruhigt hatte, abgerieben und in das weißeste und weichste Linnen gebettet worden war, durfte Wladimir seinen Sohn auf den Arm nehmen, ihn schaukeln und wiegen, mit ihm im Zimmer umherspazieren und ihn nach Herzenslust Kapriolen vormachen, damit der kleine Herr der Schöpfung nur ja zufrieden war und still blieb, denn sein Mütterchen konnte sich jetzt nicht mit ihm abgeben, unmöglich! Sein Mütterchen mußte für die Osterfestnacht Kuchen mengen und kneten, backen und braten, hatte keinen Augenblick Zeit für Vater und Sohn und lief doch jeden Augenblick von ihrem Mehl, ihren Eiern und Gewürzen fort, um zu sehen, was die beiden ohne sie wohl anfangen. So verstrich der Morgen, ohne daß Colja gekommen wäre; Tania dachte schließlich gar nicht mehr an ihn.

Später begaben sich alle drei hinauf zu Natalia, die immer erst gegen Mittag erwachte, und brachten ihr heißen Tee. Sie fanden die Kranke bereits aufgestanden und völlig angekleidet am Fenster sitzen.

Natalia war sehr heiter und sagte, daß sie sich so wohl befände, wie seit langem nicht; jetzt würde sie sich gewiß schnell erholen und bald wieder vollkommen gesund sein. Sie war überaus freundlich gegen Tania und tat, was sie noch niemals getan, sie liebteste das Kind.

Auch am Mittag war von Colja nichts zu hören und zu sehen; Wladimir blieb mit Tania allein und wich nicht von ihrer Seite. Selbst als Tania das Kind säugte, entfernte er sich nicht, war dann auch dabei, wie sein Sohn zu Bette gebracht und von der Mutter in Schlaf gesungen ward. Als das Kind fest schlummerte, begaben sich beide ins Zimmer zurück und Wladimir sah den Knaben nicht wieder.

Es begann zu dämmern. Sie saßen beide auf der Bank am Ofen und blieben lange Zeit stumm. Als die Schatten des Abends mehr und mehr das Zimmer füllten, der Schein der Kerzen vor dem Heiligenbild heller und heller ward, fing Wladimir zu sprechen an, so leise, daß Tania Mühe hatte, ihn zu verstehen: „Colja ist eigentlich ein guter Mensch.“

„Das ist er.“

„Und wie der grobe Bursche an dir hängt.“

„Es ist wahr.“

„Ich glaube, das Kind betet er an.“

„Freilich.“

„Colja wird dich und das Kind niemals verlassen.“

„Natürlich nicht.“

„Natürlich nicht! Du hast recht; darüber kann ich ruhig sein.“

Er schwieg. Nach einer Weile begann er von neuem: „Eigentlich warst du in Eskowo recht glücklich.“

„Ach Wladimir — —“

„Nun ja, warum soll man nicht davon reden?“

„Reden können wir davon.“

„Ich habe nämlich daran gedacht, dich nach Eskowo zu schicken — mit Colja natürlich! Es ist mir erst vor einigen Tagen eingefallen. Was hast du?“

„Du schickst mich fort von dir?“

„Nein! Nein! Welch ein Gedanke! Wie würde ich mich jemals von dir und dem Kinde trennen. Ich glaubte nur, es möchte dich freuen, wenn du für einige Zeit mit Colja nach Eskowo zu deinen Eltern gingest, um diesen das Kind zu zeigen. Deine Eltern würden dich doch freundlich aufnehmen?“

„Gewiß würden sie das. Meine Mutter hat mir schreiben lassen, daß sie mir vergeben hätten.“

„Das freut mich! Aber jetzt ist es wohl noch zu kalt, um mit dem Kinde die weite Reise zu machen?“

„Wir haben schon recht schöne Tage gehabt.“

„Ich will es überlegen. Vielleicht begleitet euch Wera Iwanowna.“

„Wo ist sie? Ist sie in Moskau? Warum kommt sie nicht?“

„Sie war abwesend; aber heute kommt sie wieder zurück, spätestens morgen; gleich morgen kommt sie zu dir.“

„Wie mich das freut!“

„Und Sascha auch.“

„Der gute Sascha.“

„Wera und Sascha sind gleichfalls deine treuen Freunde. Sie haben dich sehr lieb.“

„Alle sind gut gegen mich. Ich habe von den Menschen nur Liebes und Gutes erfahren.“

„Ja, du — —“

Er verstummte, ließ den Kopf sinken, drückte die Hand vor sein Gesicht.

„Was ist dir, Lieber?“

„Ich bin müde, ich will einen Augenblick ruhen, bleibe sitzen.“

Er umfing sie mit beiden Armen, legte seinen Kopf an ihre Brust und schloß die Augen. Tania glaubte ihn eingeschlafen und regte sich nicht.

Es ward dunkel.

Tania war allein. * * * Vor dem Muttergottesbilde brannten die Kerzen noch immer und Tania deckte den Festtisch. Dann zog sie ihr weißes, feierliches Gewand an, löste sich das Haar und wand sich einen Zweig Osterpalmen um die Stirn. Nachdem sie das getan hatte, setzte sie sich und wartete auf Wladimir, der versprochen hatte, bis Mitternacht zurück zu sein, und auf Colja, der immer noch abwesend war.

Endlich kam er. Noch war er auf dem Hofe, als

Tania ihn bereits an seinen schweren, stampfenden Schritten erkannte. Sie wollte ihm entgegengehen und ihn mit Schelten empfangen, dafür, daß er sich den ganzen Tag nicht um sie gekümmert hatte; aber sie blieb ruhig sitzen und als er polternd eintrat, lächelte sie ihn an.

Dieser Colja! Da stand er, ließ die Tür weit offen und starrte auf seine Gebieterin, als hätte er sie in seinem ganzen Leben noch nie gesehen.

„Aber Colja, so mach doch die Tür zu, es wird ja ganz kalt.“ Colja machte die Tür zu. „Aber Colja, so komm doch.“

Colja kam.

„Aber Colja, so sprich doch!“

Colja sprach. Es wurde ihm nicht leicht, indessen er sprach, mürrisch genug.

„Täubchen Tania Nikolajewna, nun ja!“

Tania mußte lachen; gleich darauf traten ihr die Tränen in die Augen.

„Ach Colja, was hast du getan!“

Colja erschrak, als hätte ihn das Täubchen bei einem Diebstahl ertappt. Er brummte: „Was soll ich denn getan haben?“

„Alles so herrlich ausgeschmückt. Ach, Colja, Colja!“

Sie stand auf, ging zu ihm und reichte ihm die Hand.

„Sogar Wladimir Wassilitsch hat sich darüber gefreut. O du guter, guter Colja!“

Der gute Colja machte ein Gesicht, so finster und mürrisch, wie auf der ganzen Welt nur er es machen konnte. Er schien überhaupt sich in übelster Stimmung zu befinden, und Tania bot alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um ihn nur wieder gut zu machen, doch ihr reizendstes Lächeln, ihre freundlichsten Blicke, ihre süßesten Worte sollten an diesem Stock, diesem Brummbaß, diesem Bären von Colja verschwendet sein.

„Aber Colja, willst du dich nicht setzen?“

Colja setzte sich.

Tania plauderte: „Wo stecktest du nur den ganzen Tag? Aber danach frage ich dich gar nicht, denn so bist du immer! Du wirst gewiß hungrig sein? Wladimir Wassilitsch und Natalia Arkadijewna haben trotz der heiligen Fasten heute gegessen; Natalia Arkadijewna ist allerdings krank und Wladimir Wassilitsch — aber du bist auch ein Heide. Sei nur ganz still! Ich habe Fischpiroggen gebacken und Tschir mit Grütze gekocht, eigens für dich. Nun ja, jetzt machst du Augen. Ich sehe es dir schon an, daß du auch nicht bis Mitternacht wartest und weißt doch, daß es eine Sünde ist. Aber so bist du!“

Colja war allerdings der Ansicht, daß es keine Sünde sei zu essen, selbst zu der allerheiligsten Zeit, was das Täubchen Tania Nikolajewna eigens für ihn gekocht und gebacken hatte; und er äußerte diese seine innerste Ueberzeugung mit solichem Ernste, daß Tania auch wirklich ging und ihm Piroggen und Grütze auf den Tisch setzte. Colja aß, ohne ein Wort zu reden, so lange, als etwas zu essen da war; er aß wahrhaftig alle Piroggen auf und die ganze Grütze.

Nachdem Colja endlich gesättigt war, bekam er die große Neugierde zu hören.

„Denke dir, Wladimir Wassilitsch will mich und das Kind nach Eskowo schicken, natürlich mit dir! Wir fahren miteinander nach Eskowo, Colja! Als Wladimir Wassilitsch heute fortging, sprach er davon, daß wir vielleicht schon morgen reisen würden — schon morgen, Colja! Schon morgen mit dir und dem Kinde nach Eskowo. Was sagst du dazu? Aber du freust dich ja gar nicht.“

Freilich, Colja freute sich. Und wie er sich freute, ganz unbändig! Er wäre lieber heute als morgen

nach Eskowo gegangen, mitten durch Eis und Schnee, den ganzen weiten Weg zu Fuß auf der wilden, eimigen Steppe, natürlich nicht ohne Tania und das Wunderkind.

„Das ist herrlich! Nach Eskowo! Mit dem Kinde und — mit mir! Natürlich mit mir! Prächtig ist's, ganz prächtig! Das wird eine Lust. Hahaha!“

Später mußte Colja fort. Tania war böse, daß er sie in der heiligen Osternacht allein lassen wollte, ernstlich böse. Aber Colja mußte fort. Sie bat ihn zu bleiben und mit ihr und Wladimir die heilige Nacht zu feiern. Aber Colja konnte nicht, Colja mußte fort. Sie schmeichelte ihm und bettelte. Aber Colja blieb dabei, daß er fort müßte; um ein Uhr wollte er wieder zurück sein. Doch das war Tania ganz gleich; wenn er überhaupt ging, brauchte er gar nicht wiederzukommen.

Colja ging und Colja kam noch einmal zurück: Das Täubchen Tania Nikolajewna möchte ihm den Osterkuß geben, da er um Mitternacht nicht da sein würde. Tania schmolte mit ihm und wollte nicht; aber Colja bestand darauf, von dem Täubchen geküßt zu werden, und Tania küßte ihn.

* * *

Wladimir hatte sich, als er Tania verließ, zu Natalia hinauf begeben, die ihn in fieberhafter Erregung erwartete. Als er bei ihr eintrat, erhob sie sich, ging mit festen Schritten auf ihn zu, umarmte und küßte ihn und sagte: „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens, an dem ich mit dir, den ich liebe, sterben kann.“

Wladimir bat sie: „Lassen Sie mich allein die Mine anstecken.“

Natalia blieb stumm; da sagte auch Wladimir nichts weiter.

Sie setzten sich nun zusammen hin und besprachen noch einmal die Zukunft des russischen Volks miteinander. Endlich schrieb Wladimir einen Zettel für Tania und schickte Natalia damit hinunter. Wladimir meldete seiner Geliebten, sie sollte sogleich alles zur Abreise rüsten — weshalb, würde er ihr durch Colja sagen lassen. Gleich nach Mitternacht sollte vor dem Hause ein Schlitten halten. Wenn es möglich wäre, käme er selbst, ihr Lebewohl zu sagen; sei er um ein Uhr nicht dort, so sollten sie abfahren. In spätestens einer Woche würde er bei ihr in Eskowo sein.

Nach kurzer Zeit kam Natalia zurück.

„Was sagte sie? Sie teilten ihr doch nicht mit, daß ich noch im Hause sei?“

„Nein.“

„Wie nahm sie die Botschaft auf?“

„Zuerst erschrak sie, aber es gelang mir, sie zu beruhigen; und nun —“

„Und nun? So reden Sie doch!“

„Nun ist sie glücklich.“

„Ist Colja bei ihr?“

„Colja war eben fortgegangen.“

„Er wird doch bald wiederkommen?“

„Tania sagte, er hätte ihr versprochen, spätestens bis ein Uhr zurück zu sein.“

„So wäre alles besprgt.“

„Alles. Wollen wir gehen?“

„Komm!“

(Schluß folgt.)

Das größere Uebel. Lebemann (zum Freund): „Hast du es schon gehört, der Doktor B. hat sich Schulden halber erschossen.“ — Freund: „Na, das ist schließlich noch gar nicht mal so schlimm, — aber ich habe einen Freund, der hat vor einigen Wochen Schulden halber — heiraten müssen!“